Laurahütte-Siemianowitzer Zeitung

Erscheint: Montag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und kostet vierzehntägig ins Haus 1,25 Zloty. Betriebsstörungen begründen keinerlei Anspruch auf Rückerstattung des Bezugspreises.



Einzige älteste und gelesenste Zeitung von Laurahütte-Siemianowitz mit wöchentlicher Unterhaltungsbeilage.



Anzeigenpreise: Die 8-gespaltene mm-Zl. für Polnisch-Oberschl. 12 Gr., für Polen 15 Gr.; die 3-gespaltene mm-Zl. im Reklameteil für Poln.-Oberschl. 60 Gr., für Polen 80 Gr. Bei gerichtl. Beitreibung ist jede Ermäßigung ausgeschlossen.

Geschäftsstelle: Siemianowice (Śląskie), ulica Bytomska (Beuthenerstraße) 2

Fernsprecher Nr. 501 — Fernsprecher Nr. 501

Nr. 187 — **Sonntag, den 4. Dezember 1932** — **50. Jahrgang**

Was die Woche brachte

Wir stehen, wenn man nach den Stimmen der Presse urteilen kann, im Zeichen der Erfolge. Der Russenpakt ist ratifiziert und die Danziger Angelegenheit in friedlichere Bahnen gelenkt. Die Siege haben allerdings einen kleinen Nachgeschmack. Es waren einst große Worte, deren man sich bediente, wenn vom Vertrag mit Rußland gesprochen wurde. Wir sind davon abgekommen und die Sache wandelt in bescheidenen Bahnen. Es kann nicht die Aufgabe der Stunde sein, sich nach dem Nutzen zu fragen, den der Pakt bringen wird. Die Aufgaben die Polen im Osten zu lösen hat, sind ein politisch Reales und der Staat ist sicher auf dem rechten Wege, wenn er Beunruhigung an den Ostgrenzen schafft. Ein Alpdruck ist von dem Augenblick an gewichen, in dem Präsident Moscicki nach der Feder griff, um den Pakt zu ratifizieren. Freilich muß gesagt werden, daß damit noch der Friede nicht gesichert ist, es ist aber immerhin gesagt, daß zwei Staaten ihren Willen kundgaben, ihre Streitfälle nicht mit Waffen auszutragen. Der bittere Nachgeschmack liegt darin, daß der Sejm unserer guten Republik in der Angelegenheit des Paktes die Rolle des fünften Rades am Wagen gespielt hat. Man nimmt wohl mit Recht an, daß der Sejm trotz Gehorsam und Gefügigkeit nicht zum Wort kam, weil man ihm letzten Endes doch nicht traute. Die Mehrheit war der Ratifizierung sicher, auch Männer der Opposition hätten zugestimmt, aber man hätte es sich trotzdem nicht versagt, ein offenes Wort über dies und jenes zu sprechen. So wurde es vorgezogen, die Ratifizierung durch den Staatspräsidenten vollziehen zu lassen. Der Sieg in der Frage des Russenpakts ist somit auch zum Sieg über den Sejm geworden.

Polen erlebt in der Angelegenheit des Pakts noch einen anderen Triumph. Auch Frankreich hat den Vertrag mit den Russen geschlossen. Herriot hat unterschrieben und höfliche Worte an die Adresse der Moskauer Machthaber gerichtet. Man hat sich auch an der Seine die Sache einst anders gedacht als sie nun gekommen ist. Doch über solche Dinge setzt man sich hinweg, ohne sich von der Erinnerung stören zu lassen. Ein gutes Gedächtnis taugt nicht viel, wenn es gilt, Realpolitik zu machen. Das russische Geschäft lockt und ohne Polen ist es schwer zu betreiben, also besann man sich in Paris gar rasch und traf zwei Fliegen mit einem Schlag. Nun ist man mit zwei Staaten wieder einig, und der polnisch-französische Freundschaftsriß ist wieder repariert.

Dem Anschein nach gibt es für Frankreich auch noch einen anderen Grund, der für diese Art der Vereinigung sprach. Herriot hat vor einiger Zeit einen Besuch in Spanien gemacht und hat erst unlängst gar freundliche Worte über die italienische Grenze gerufen. Die lateinischen Schwestern zu vereinen scheint das Ziel zu sein. Beileibe keine schlechte Idee, wenn man sie durch die Pariser Brille sich beschaut. Es fragt sich nur, ob das Unternehmen glücken wird.

Und der einstige rumänische Partner beim Spiel? Der ist abtrünnig geworden. Ein Trostpflaster gibt es auch für den. Die russische Seite hat bei der Unterzeichnung des französischen Pakts in Paris auf Rumänien hingewiesen und ihm 4 Wochen Zeit gewährt, sich gründlich vorzubereiten, um dem Beispiel seiner Freunde nachzueifern. Ob man in Bukarest Verständnis für die Lockungen haben wird, bleibt abzuwarten.

Zu den Erfolgen des Außenministers Beck gehört auch die rasche Beilegung des offenen Konflikts mit Danzig. Der Völkerbundsrat war schon dabei, seines Amtes zu walten. Da brachte Minister Beck mit kühnem Griff die Wendung und schob die Angelegenheit rasch beiseite. Statt vor dem internationalen Forum werden die Streitfragen nun intern zwischen den beiden Gegnern ausgetragen werden, soweit sie noch bestehen. So bleibt Polen Unangenehmes erspart. Denn die Stimmung in Genf war nicht günstig. Um welchen Preis wurde dies Arrangement getroffen? Die Verfügung bezüglich der Währung wurde zurückgezogen. Die polnischen Bahnen werden wieder Danziger Gulden annehmen. Wie weit das Kompromiß sonst noch gehen wird, dürfte sich bald zeigen.

Mehr Schwung entwickelt vielleicht die Politik im Donautal. Die wirtschaftliche Konsolidierung, die Frankreich auf dem Balkan und im Donaubecken anstrebt, wobei das eigene Schäfchen schön ins Trockene gebracht werden soll, erweckt seit langem schon den Neid Italiens. Auch von dort her regen sich Kräfte. Bismarck hat einmal gesagt, daß wenn es kein Oesterreich-Ungarn gäbe, man eins schaffen müßte. In Frankreich und in Rom scheint man dies Wort beherzigen zu wollen. Im Augenblick spielt Italien wieder einmal die erste Rolle. Ob es die wirtschaftliche Stütze sein kann, die die Donaustaaten brauchen, gehört in ein anderes Kapitel. Jedenfalls hat Mussolini mit dem ungarischen Premier Gömbös konferiert und Gömbös hat die Absicht, gelegentlich einen Besuch in Wien zu machen. Diese Vorgänge geben den müßigen Köpfen in Europa Gelegenheit für allerlei Kombinationen. Man spricht von Erbe der Habsburger, das Rom nun antreten wolle, zum mindesten auf wirtschaftlichem Gebiet. Eine Annäherung der wirtschaftlichen Orientierung von Rom, Wien und Budapest soll erzielt werden. Der Triester Hafen soll Oesterreich und Ungarn den Zutritt zum Meer schaffen und andere Kombinationen raunt man sich geheimnisvoll zu. Besonders gespannt ist die Erwartung in Anbetracht des Besuches von Gömbös in Wien, der im Dezember erfolgen soll. Bei diesen ganzen Plänen ist die Skepsis mehr angebracht als der Optimismus. Das österreichische Deutschtum hat seine hundertjährige Erfahrung auf dem Gebiet machen können und dürfte sich heute kaum in exotische Abenteuer einlassen. Einer allzu großen Freundschaft mit Italien steht mancherlei im Wege, das zuerst noch bereinigt werden müßte.

Die Lage in Deutschland ist nach wie vor unklar und schwer. Das Kabinett ist noch immer nicht gebildet. Fest scheint zu stehen, daß das neue Kabinett, wer immer an seiner Spitze stehen wird, eine zweite Auflage des Kabinetts von Papens zu werden verspricht. Es wird sich wieder im Kampf gegen die Parteien aufreiben müssen. Das ist ein wunder Punkt der Regierungskrisis, wozu noch kommt, daß jede Regierung den Kampf mit der Not im Lande aufnehmen muß, die gegebenenfalls stärker sein kann als die Regierung. Die allernächste Zeit soll die Lösung der Regierungsfrage bringen. Mehr als vor einigen Tagen rechnet man wieder mit Papen. Doch ist seine Betrauung mit der Regierungsbildung noch immer ungewiß.

Das neue Reichskabinett

Schleicher Reichskanzler — Auf der Suche nach der Reichstagsmehrheit
Neuwahlen wahrscheinlich

Berlin. **Die Ernennung des Kabinetts Schleicher wird für den Sonnabend vormittag erwartet. Gleich nach dieser Ernennung wird das neue Reichskabinett eine Sitzung abhalten, in der Reichsaußenminister Neurath Bericht über Genf erstatten wird. Neurath wird Sonntag abend nach Genf abreisen.**

Die voraussichtliche Zusammensetzung des Kabinetts wird sein: Kanzler, Reichswehrminister und Reichskommissar für Preußen: Schleicher.

Aeußeres: Neurath, Inneres, stellvertretender Reichskommissar für Preußen und kommissarischer preußischer Innenminister: Dr. Bracht, Finanzen: Schwerin-Krosigk, Justiz: Gürtner, Verkehr und Post: Eltz von Rübenach, Reichsminister und kommissarischer preußischer Finanzminister: Popitz.

Die Entscheidung über die Besetzung der drei wirtschaftlichen Ministerien (Wirtschaft, Ernährung und Arbeit) ist noch nicht gefallen. Für Wirtschaft wird Warmbold, für Ernährung Braun, von Knebel-Döberitz, für Arbeit Otte, Brahn, Jötten, Professor Möllendorf u. a. m. genannt. Die Ernennung des Landrats Gereke zum Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung mit dem Sitz im Kabinett gilt als sicher.

Man hat die Hoffnung, daß eine Verständigung mit dem Reichstag über dessen Vertagung über Weihnachten gelingt. Reichskanzler Schleicher dürfe schon in nächster Zeit die Fäden zur NSDAP wieder aufnehmen. Die Währungspolitik soll im Einvernehmen mit dem Reichsbankpräsidenten Luther bestimmt werden. Die Frage Preußen wird vorläufig noch offen bleiben. Im Falle der Aufhebung einer Notverordnung durch den Reichstag wird aber mit seiner Auflösung und mit der gesetzlichen Ausschreibung von Neuwahlen gerechnet.

*

Berlin. Die Aufnahme der Ernennung Schleichers zum Kanzler in der Oeffentlichkeit und der Presse ist die einer zurückhaltenden Begrüßung. Zentrum, DVP und BVP lassen mehr oder weniger deutlich durchblicken, daß das Kabinett Schleicher mit ihrer Unterstützung rechnen kann. Der Gewerkschaftsring hat eine Reihe weitgehender Forderungen an das Kabinett angekündigt. In der Presse wird die Ernennung Schleichers mit der Hoffnung begleitet, daß diese Wendung geeignet sein möge, Deutschland in eine bessere Zukunft zu führen. Auch in der ausländischen Presse wird einem Kabinett Schleicher eine gute Chance gegeben.

Moskau zum Kabinett von Schleicher

Moskau. Die Bildung des Kabinetts von Schleicher hat in Moskau großes Aufsehen erregt. Die Bildung gewinne in diesem schweren Augenblick innerpolitischer Spannung Bedeutung, indem der Reichswehrminister gleichzeitig Kanzler und Reichskommissar für Preußen wurde. Auf dem Gebiete der Außenpolitik verspricht man sich von dem neuen Kabinett nichts Neues. Die Hauptlinien des Kampfes um die Gleichberechtigung Deutschlands würden jetzt nur noch stärker betont werden. Das Schwergewicht der kommenden Schleicherschen Politik liege in der Innenpolitik. Der KPD entständen jetzt durch diese neue Kabinettsbildung neue Aufgaben, nämlich Sammlung der proletarischen Elemente und Herausholen der Arbeiter aus der NSDAP. Das Kabinett Schleicher, erklärt man in russischen kommunistischen Kreisen, sei das Va-Banque-Spiel des deutschen Kapitalismus.



General von Schleicher

Reichskanzler General der Infanterie von Schleicher ist am 7. April 1882 in Brandenburg geboren. Am 22. März 1900 wurde er nach Absolvierung des Kadettenkorps als Leutnant in das Garderegiment zu Fuß eingestellt und am 18. Oktober 1909 zum Oberleutnant befördert. Nach Besuch der Kriegsakademie von 1910—1913 wurde er am 18. Oktober 1913 Hauptmann und im März 1914 zum Großen Generalstab kommandiert. Hier arbeitete er auch im Kriege. Er hatte besondere Aufgaben in der Eisenbahnorganisation, die der damalige Oberstleutnant Groener leitete. Mit der Revolution kam er nach Kassel. Dort war er es, dessen Auftreten am 24. Dezember 1918 die Lage für die Regierung Ebert rettete. Seitdem stand er wie schon im Kriege in einem besonderen Vertrauensverhältnis zu General Groener. Kurt von Schleicher wurde am 1. Februar 1924 Oberstleutnant, im Februar 1926 Abteilungsleiter im Reichswehrministerium und bald darauf Oberst, 1929 Generalmajor.

Am 1. April 1929 übernahm er als Chef das neu gebildete Ministeramt im Reichswehrministerium. In dieser Stellung wurde er am 1. Oktober 1931 zum Generalleutnant befördert.

Schleichers Aufgabe war es, die Reichswehr frei von parteipolitischen Einflüssen als machtpolitisches Instrument des Staates zu erhalten. Der Konflikt zwischen ihm und seinem Minister Groener nach der Auflösung der nationalsozialistischen SA.- und SS.-Formationen, der schließlich zum Sturze Groeners führte, ist bekannt. Das Vertrauen des Reichspräsidenten berief dann ihn an Stelle Groeners Anfang Juni 1932 auf den Posten des Reichswehrministers im Kabinett von Papen.

Borah gegen Streichung oder Herabsetzung der Kriegsschulden

Washington. Senator Borah gab am Freitag eine Erklärung zur Kriegsschuldenfrage ab und übte Kritik an der englischen Schuldennote. Er betonte, daß die neue englische Schuldennote keine Vorschläge für die Wiederherstellung des Weltvertrauens enthalte. Die Kriegsschulden seien nur eine der wichtigsten Ursachen der Weltkrise. Deshalb sei es unfair, den amerikanischen Steuerzahlern allein die ganze Last aufbürden zu wollen. Die Auswirkung der anderen Ursachen der Weltkrise würden dieses Opfer unwirksam machen. Der amerikanische Steuerzahler habe das Recht, daß ihm ein Programm vorgelegt werde, das die übrigen Ursachen der Krise aus der Welt schaffe und den Welthandel wieder herstelle. Eine Herabsetzung oder Streichung der Kriegsschulden könne das nicht allein schaffen.

Erwerbslosenunruhen in Chemnitz

Chemnitz. Am Freitag versuchten etwa 1000 Erwerbslose im Stadtinnern eine Kundgebung zu veranstalten und im geschlossenen Zuge durch die Stadt zu marschieren. Bei der Auflösung des Zuges durch die Polizei kam es zu Zusammenstößen, bei denen zwei Polizeibeamte verletzt wurden. Vier Arbeitslose wurden festgenommen. Die Polizei stellte die Ruhe wieder her.

Fünfmächteaussprache in Genf

Neues Geheimabkommen Frankreichs?

Genf. Macdonald, Simon, Paul Boncour und Norman Davis sind am Freitag in Genf eingetroffen. Aloisi wird am Sonnabend hier erwartet. Mit dem Eintreffen Neuraths wird erst zu der am Montag beginnenden Sitzung des Völkerbundsrates gerechnet.

Die Fünfmächtebesprechung dürfte daher bereits in den allernächsten Tagen beginnen. Auf englischer und französischer Seite wird übereinstimmend betont, daß die Ministerpräsidenten ausschließlich zu den Verhandlungen über die Gleichberechtigungsfrage nach Genf gekommen seien und daß diese Besprechungen streng nichtamtlicher Art sein würden. Erst aus diesen jetzt beginnenden privaten Besprechungen soll sich klären, ob **die Einberufung einer offiziellen Fünfmächtekonferenz möglich und notwendig ist.**

In hiesigen internationalen Kreisen haben die letzten amerikanischen Meldungen **lebhafte Beunruhigung hervorgerufen,** nach denen eine Aenderung der amerikanischen Abrüstungspolitik in der Richtung **einer Zurückziehung von den Genfer Verhandlungen bevorstehe.** Norman Davis soll in der letzten Zeit in Washington stark an Boden verloren haben und sich daher gezwungen sehen, so schnell wie möglich wieder nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren. Nach diplomatischen Mitteilungen aus Washington, soll ferner Norman Davis seine gegenwärtig vertraulich geführten diplomatischen Verhandlungen in der Abrüstungsfrage ausschließlich im eigenen Namen ohne Rückendeckung durch die amerikanische Regierung führen.

Hiesigen französischen Mitteilungen zufolge, haben Herriot und Norman Davis in Paris vereinbart, die Verhandlungen in Genf auf der Grundlage folgender drei Punkte zu führen:

1. Anerkennung der deutschen Gleichberechtigung, die jedoch erst in einem zweiten Abschnitt der Verhandlungen praktisch durchgeführt werden soll.

2. Umgestaltung der großen Abrüstungsentschließung vom 23. Juli d. Js. in ein Protokoll über die Schaffung eines ständigen Abrüstungsausschusses.

3. Sofortige Wiederaufnahme der Arbeiten dieses ständigen Ausschusses, der an die Stelle der Abrüstungskonferenz treten soll.

Eine Bestätigung dieser hier nur gerüchtweise bekanntgewordenen und viel erörterten Mitteilungen liegt jedoch bisher nicht vor.

Gemeinsame Vorschläge Herriots und Davis?

Genf. Macdonald hatte Freitag nachmittag **geheime Einzelbesprechungen** mit Paul Boncour und von neuem mit dem Hauptberichterstatter der Abrüstungskonferenz, Benesch. Macdonald beabsichtigt, 8—10 Tage in Genf zu bleiben.

In unterrichteten Kreisen besteht der Eindruck, daß in den Verhandlungen zwischen Herriot und Norman Davis Vorschläge sowohl für die Regelung der Gleichberechtigung, als auch der Abrüstungsfrage ausgearbeitet worden sind. Nach diesen Vorschlägen soll im Falle eines positiven Ausganges der Gleichberechtigungsfrage, die Abrüstungskonferenz im Januar unter Teilnahme Deutschlands **ihre Arbeiten in vollem Umfange wieder aufnehmen.** Man will sodann in möglichst kurzer Frist einen Vertragsentwurf ausarbeiten, der einige wenige Punkte der allgemeinen Abrüstungsfrage umfaßt **und einen neuen Organismus schaffen,** der nach außen hin die Abrüstungsarbeiten in weit langsamerem Tempo auf lange Fristen hin fortführt. Die Abrüstungskonferenz als solche soll in der Zwischenzeit nicht weiter arbeiten. Praktisch würde eine derartige **Regelung nur eine verschleierte Form** des völligen Zusammenbruchs der Abrüstungsfrage bedeuten. Auf dem Gebiet der Gleichberechtigungsfrage scheine gleichfalls zwischen Norman Davis und Herriot ein Vorschlag ausgearbeitet worden zu sein.

Dauerstreik in Griechenland

Athen. In der Nacht zum Freitag versuchten streikende Straßenbahner, eine Brücke sowie ein Wagendepot in die Luft zu sprengen. Fünf Personen, die im Besitz von Sprengstoffen waren, wurden verhaftet. Die Streikleitung hat trotz der Annahme ihrer Forderungen durch die Regierung die Aufhebung des Streiks widerrufen. Der Streik soll nunmehr bis zur endgültigen Auflösung der englischen Verkehrsgesellschaft fortgesetzt werden. Bei den Eisenbahnern besteht die Absicht, sich der Streikbewegung anzuschließen.

Beruhigung in Lemberg?

Warschau. Aus Lemberg wird gemeldet, **daß innerhalb der Studentenschaft die Erregung fortdauert. Der Unterricht auf den Hochschulen ist noch nicht aufgenommen worden und die Studenten selbst haben am Donnerstag und Freitag wiederholt Demonstrationen zu veranstalten versucht, die indessen durch rasches Eingreifen der Polizei verhindert wurden. Im Verlauf des Donnerstag kam es zu weiteren Verhaftungen. Die Studenten fordern den Rücktritt des Stadtpräsidenten von Lemberg, der angeblich gegen die antisemitischen Ausschreitungen eine scharfe Erklärung im Stadtrat abgegeben hat. In dieser Forderung erblicken die Behörden ein politisches Eingreifen der Studenten und erklären, daß sie allen diesen Demonstrationen das Handwerk legen werden. In unterrichteten Kreisen rechnet man mit einer vollständigen Entspannung der Lage zu Beginn nächster Woche.**

Zum Postüberfall in Grodek weiß die Warschauer Presse zu berichten, daß es sich bei der Bande um die geheime ukrainische Militärorganisation handelt, was durch die erschossenen Banditen identifiziert werden konnte. Man ist den übrigen Tätern auf der Spur und hofft im Laufe der nächsten Tage völlige Aufklärung des Ueberfalls zu schaffen. Eine Reihe von Verhaftungen sind in dieser Angelegenheit bereits gemacht worden, die Namen der Verhafteten werden mit Rücksicht auf die weitere Untersuchung geheim gehalten. Ein Teil der polnischen Presse versucht zwischen dem Ueberfall und „deutschen Einflüssen" einen Zusammenhang zu suchen und unterstreicht, daß bei den erschossenen Banditen Revolver vorgefunden wurden, die deutschen Ursprungs sind.

Der Bettler als Wohltäter

Wilna. In Wilna wurde der Bettler Dominik Lancew verhaftet, der sich im Nebenberuf auch mit kleineren und größeren Diebstählen befaßte. Erst vor kurzem hatte er einige reiche Landwirte bestohlen. Nun ergab es sich, daß Lancew selbst gutgehende Wirtschaften besitzt und einen Sohn als Notar in Amerika hat, von dem er ständige Unterstützungen in Geld erhielt. L., der sich schon seit einigen Jahren mit Diebstählen befaßte, verkaufte die entwendeten Sachen nie, gebrauchte sie auch nie für sich, sondern verteilte sie immer an die Armen. Er wurde an die Gerichtsbehörden ausgeliefert.

Ein Raubüberfall mit blutigem Ausgang

Lemberg. In Rozdolm bei Mikolajew befindet sich die Kanzlei der Güterverwaltung des Grafen Lanckoronski. Kürzlich versuchten nun Einbrecher, die — wie inzwischen festgestellt wurde — aus Lemberg stammen, die Kassen in der Kanzlei zu bestehlen. Einen Kassenschranken hatten sie schon geöffnet und waren gerade damit beschäftigt, auch die zweite Kasse zu leeren.

Durch die Geräusche aus dem Schlaf geweckt, wollte ein Verwaltungsbeamter nachsehen, was es gäbe. Bei seinem Erscheinen griffen die Verbrecher nach ihren Revolvern und von einigen Kugeln getroffen sank der Beamte schwer verletzt zu Boden. Schnell flüchteten nun die Banditen aus dem Hause, warfen sich in eine bereitstehende Taxe und entkamen in der Richtung Lemberg. Die Polizei hat sofort die Ermittlungen aufgenommen.



Amerikas Arbeitslose sind auf Wohltätigkeit angewiesen

Kohlenverteilung vor dem Bürgermeisteramt des New Yorker Armenviertels Bronx. — Das Elend der amerikanischen Erwerbslosen ist womöglich noch größer als das ihrer europäischen Leidensgefährten, denn das aufblühende Amerika hatte es in den Jahren des Wohlstandes niemals für nötig gehalten, auch nur die Anfänge einer Sozialgesetzgebung durchzuführen. Infolgedessen sind die annähernd 10 Millionen Arbeitslosen der USA völlig auf private Wohltätigkeit angewiesen und auf gelegentliche Naturalien-Unterstützungen, die die Bürgermeister der Städte aus ihren bescheidenen Mitteln verteilen können.

Holk der Narr

Roman von Arno Franz

7)

Fräulein Eisold hatte die Post bereits geöffnet, als Werner an diesem Morgen das Büro betrat. Zehn Minuten nur hatte er sich verspätet. Das kam sehr selten vor. Sonst war er immer der Erste.

Die Sekretärin sah ihren Chef verstohlen und besorgt zugleich an. Sie arbeitete schon jahrelang mit ihm zusammen und kannte ihn, wie man sich selbst kennt. Heute stimmte etwas nicht mit ihm. Er schien unruhig und zerstreut.

„Besonderes vorgefallen?" fragte Werner, als er Hut und Mantel ablegte.

„Ich wüßte nicht, Herr Holk — Die Post habe ich sortiert. Den Brief Ihres Herrn Bruders habe ich obenauf gelegt." Damit entfernte sie sich.

Werner überflog die Korrespondenz. Aufträge, Anfragen, Reklamationen! Wie immer. Er machte seine Randbemerkungen, drückte den Aufschluß heischenden Briefen den Stempel „Rücksprache" auf und sichtete sie abteilungsweise.

Fräulein Eisold erschien wieder und trug die Post fort.

Zuletzt las Werner den Brief des Bruders.

Ein Geschäftsbrief, nichts weiter, aber zwischen den trockenen Zeilen lugte doch die frisch-fröhliche Persönlichkeit des Bruders hervor.

Horst schrieb unter anderem: „... wegen eines sehr großen Abschlusses stehe ich in Konkurrenz mit Stein. Er hat keine Ahnung, daß wir Aussicht haben. Wenn wir fünf Pfennige billiger sein können — sieh zu, daß du es machen kannst — dann denke ich es zu schaffen, dann könnte ich wahrscheinlich überhaupt weit mehr hereinholen."

„Uff!" sagte Werner und legte den Brief beiseite.

Mit Stein in Konkurrenz! Mit Mia Steins Vater, der den Holks aus jenem Geschäft her, welches die Brüder trennte, mit einer erklecklichen Summe noch verpflichtet war.

Sie rivalisierten miteinander. Das brachte der Umstand mit sich, daß die Steins und die Holks, außer noch einigen anderen Spinnern, Spezialgarne herstellten. Die Firma Holk war nicht nur die größere, sondern auch die modernere. Die Holks hatten durch die der Firma angegliederte große Weberei mehr Verwertungsmöglichkeiten.

Fräulein Eisold trat wieder ein. Werner blickte auf.

„Nun, Fräulein Eisold? So ernst..."

„Ich bin so erschrocken, Herr Holk! Denken Sie, die kleine Marie Kolberg hat sich vergiftet!"

„Vergiftet? Marie Kolberg, wer ist das?"

„Entsinnen Sie sich noch, Herr Holk... das ist die kleine Arbeiterin aus der Weberei mit dem blonden Schopf! Sie haben Sie einmal vom Büro aus gesehen!"

„Ich entsinne mich! Und... das junge Geschöpf... hat sich vergiftet?"

„Ja, mit Gas! Aber sie ist nicht tot... nein, man hat sie noch retten können! Sie ist im Krankenhause."

„Dann ist es ja gut!" sagte Holk beruhigt.

Nachdenklich sah er vor sich hin und schüttelte den Kopf.

„Das Mädel ist jung... ist gerade gewachsen... ein hübscher Kerl und wirft alles was es hat weg! Verstehen Sie das, Fräulein Eisold? Weiß man eigentlich den Grund zu dieser Tat?"

„Ja!" entgegnete Fräulein Eisold sehr wichtig, wie eben eine Frau in solchen Momenten solchen Ereignissen gegenüber ist. „Man spricht... aus unglücklicher Liebe... zu Herrn Weill, unserem Färbmeister! Er soll auch einen Abschiedsbrief von ihr erhalten haben."

Richard Weill!

Als der Name fiel, da zuckte Werner Holk und kroch förmlich in sich zusammen.

Richard Weill! Sein Färbmeister, sein unbezahlbarer Färbmeister, dessen Genie ein großes Aktivum für die Weberei Holk ausmachte.

Richard Weill, der Mann, dem eine gütige Natur nicht nur Können, ja Genie mitgegeben hatte, sondern der schön geschaffen war, so daß ihn auf der Straße die Leute anstarrten wie ein Wunder.

„Richard Weill!" sprach Werner gequält. „Wie oft habe ich seinen Namen in den letzten Jahren fallen hören, wenn... wenn es... um Liebesdinge ging! Ihm... ihm fliegt alles zu, um ihn will da ein junger Mensch, dem die ganze Welt offensteht... in den Tod gehen! Alle... Mädels und Frauen sind hinter ihm her...!"

„... und er machte sich nichts aus ihnen!" vollendete Traude ruhig. „Ist das nicht seltsam? Man wird aus dem Weill nicht klug."

Werner lächelte bitter. Sie sah es.

„Ich altes Mädchen darf es wohl sagen, Herr Holk! Wenn man dreißig ist!"

„Ihre Dreißig... was sind die gegen meine Dreißig! Manchmal denke ich, die Natur hat sich in mir geirrt, und ich habe mich schon fünfzig Jahre durchquälen müssen."

Traude sah zu Boden. Sie wollte auf das Thema nicht eingehen. Sie fühlte, daß der einsame Mann, der häßliche Mann, litt.

„Man spricht in der ganzen Stadt, daß sich Richard Weill um Ellen Hippelt bewirbt!"

Bitter lachte Holk zu ihren Worten.

„Armer Weill! Eher geht ein Kamel durchs Nadelöhr, ehe der Kommerzienrat seine Tochter einem Färbmeister gibt."

„Aber... das verstehe ich nicht! Der Herr Kommerzienrat hat doch auch einmal klein angefangen."

„Das sind oft die Schlimmsten, Fräulein Eisold! Dabei ist es eine Dummheit, denn Weill wäre als Färbmeister auch für den Kommerzienrat eine Akquisition."

„Sie sind sehr zufrieden mit ihm?"

Holk nickte vor sich hin. „Zufrieden? Mehr als das! Ich habe keine Illusionen, ich weiß, welche Faktoren uns zum Geschäft verhelfen. Das ist unser gottlob ausgezeichneter Vertreterstamm mit Horst an der Spitze, und das ist unser Färbmeister in der Weberei. Die machens!"

„Und Sie, Herr Holk?"

„Ich? Ach, ich sorge nur, daß hier alles richtig läuft, aber im Grunde genommen mache ich doch das Geschäft nicht!"

„Warum machen Sie sich so klein, Herr Holk?" sagte das Mädchen traurig.

Holk seufzte tief auf. „Kann ich mich überhaupt noch kleiner machen, als ich bin?"

Damit brach das Gespräch ab.

* * *

Werner Holk schlich durch den Betrieb.

Ach, er wäre lieber mit festen Schritten, aufrecht gereckt gegangen, aber sein armseliger Körper erlaubte es nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltung und Wissen

Ein Bauer stirbt

Von Axel Rosmussen.

Als der Bauer am Wegrand den Gaul wendete, als er den Pflug hochhob, damit das Eisen die Straßendecke nicht beschädige und nicht schartig werde an den Steinen der Schotterung, erschrak er. Er blickte in die untergehende Sonne und es schien ihm, eine Gestalt schiebe sich zwischen ihn und den rotglühenden, blutenden Feuerball. Die Gestalt eines sehr langen, sehr dünnen, ja knochendürren und düsteren Mannes, der eine blitzende Sense über der Schulter trug. Die Gestalt verschwand eine halbe Stunde später, löste sich auf, zerflatterte und da war nichts als Himmel und Erde und die ferne Linie des Horizonts.

Aber der Bauer griff mit ungestümer Bewegung nach seinem Herzen. Er fühlte wie seine Knie weich wurden, wie seine Beine zitterten, und eine Angst, ein unerklärliches Schmerzgefühl preßte ihm die Kehle zusammen.

Er war so schwach, daß er sich auf den Pflug niederlassen und ausruhen mußte. Schweiß perlte in großen, klaren Tropfen über seine braune, zerfurchte Stirn und sein Atem ging keuchend.

Aber es dauerte nicht lange, bis er sich erhob. Sein Auge, dies etwas kalte, etwas vorstehende Auge, wie es sehr weitsichtige Menschen haben, glitt über den Acker, den seine Pflugschar aufwühlte und verwundete. „Noch zehn, noch zwölf Furchen", dachte er. Und hob plötzlich wie abwehrend der sinkenden Sonne die Hände entgegen. „Noch nicht", röchelte er. „Noch nicht. Ich kann ja noch nicht. Dies Feld wenigstens muß doch noch fertig werden."

Er empfand ein Rieseln und jene Wärme im Blut, die ihm die Rückkehr seiner Kraft ankündigten. „Hü — Brauner — hü!" schrie er heiser und lächelte gequält. Schwerfällig, müde bereits setzte sich der Gaul in Bewegung. Wieder warf sich der Bauer die Leine über den Rücken, fest packten seine harten Fäuste die Handgriffe des Pfluges.

Drei Furchen — sechs — acht — elf. „Geschafft!" seufzte der Bauer und war fast heiter, als er das Pferd lossträngte und langsam den Heimweg antrat.

Er aß wenig an diesem Abend. Sein Weib musterte ihn scheu von der Seite. Er war heute so anders. Aber sie wagte nicht zu fragen, ob er krank sei. Sie wagte nicht, es zu tun. Weil sie wohl wußte, daß jede Frage vergeblich wäre — daß dieser Mann, ihr Mann nichts reden und nichts sagen würde. Daß er seine Freuden selten, seine Schmerzen niemals zeigte.

Der Bauer, da er sich endlich auf sein Lager warf, konnte lange nicht einschlafen. Er war todmüde, gewiß. Aber er mußte an die Gestalt denken, die er vorhin gesehen und die sich dann so plötzlich, so unerwartet in ein Nichts auflöste.

Er wußte — seit Jahren trug er diese Gewißheit in sich herum, daß der Tod ihn plötzlich anspringen würde. Daß er ihn anfallen würde wie ein Räuber. War nicht sein Vater so gestorben? Auf dem Feld — mitten aus der Arbeit heraus? Ohne langes Siechtum auf dem Stroh?

Der Bauer hatte nichts einzuwenden gegen einen solchen Tod. Wirklich nicht. Er hatte keine Angst vor dem Sterben — Angst hatte er eigentlich nur vor dem Kranksein, weil er noch nie krank gewesen war in seinem sechzigjährigen Leben.

Aber der Zeitpunkt wollte ihm nicht passen. Warum kam der Tod zu so ungelegener Stunde?

Viel war zu tun und viel erwartete ihn. Und wenn er jetzt stürbe ... Mit zusammengekniffenen Lippen dachte der Bauer des Sohnes, der vor Jahr und Tag in Groll von ihm geschieden war. Der geschworen hatte, das Haus nicht zu betreten, solange der Vater lebte. Er würde sein Wort halten, gewiß! Und wie sollte der Bauer bestehen vor seinem Sohn, wenn er hinüberginge, ohne die Wirtschaft in Ordnung gebracht zu haben?

Spät erst entschlief der Bauer — aber früher als sonst erhob er sich. Er merkte, daß die kurze Ruhe ihm nicht geholfen hatte. Aber kaum wartete er die Morgensuppe ab, eilig stapfte er hinaus auf das frischgepflügte Feld, band das Leintuch vor die Lende und begann sein mühseliges Werk.

Den Sorgen auf den Feldern folgten die Nöte im Stall — die eine Kuh hatte sich beim Kalben verlegen, ihre Milch drohte zu stehen. Der Viehazt mußte kommen, und da der Bauer ihm helfen wollte, quoll plötzlich Blut, dunkles, dickflüssiges Blut, ihm aus Nase und Ohren. Er stürzte vorn über auf den Zementboden des Stalles und schlug sich beim Fallen an der Futterraufe den Schädel wund. Drei Tage lang lag er ohne Besinnung, vier weitere Tage fesselten ihn Schwäche und Dumpfheit des siechen Körpers ans Bett. Doch überwand er Schwäche und Müdigkeit und Ohnmacht — taumelnd also erhob er sich und da sein Weib sorgenvoll und ängstlich ihn zurückhalten wollte mit „Der Doktor sagt" ... da fuhr er sie an mit nie geübter Heftigkeit.

„Ich will nicht sterben — noch nicht", dachte der Bauer. Und seine fieberigen Augen bohrten sich in die Ferne, aus der immer wieder, in unregelmäßigen Abständen, jener Große, Dunkle, jener Unbekannte und doch so Bekannte vor ihm auftauchte. Ihn fest und drohend anblickte, für Sekunden oder gar für Minuten — wer mochte das sagen? — und dann verschwand. Wie ein Rauch — wie ein Rauch. .

Dann also kam der Sommer und er erschien mit blauem, wolkenlosem Himmel und heißer, glühender Sonne „Regen — Regen", stöhnte der Bauer, wenn er müde und krumm auf zitternden Beinen durch die Felder schlich, verzehrt von der Hitze des Fiebers und der Hitze dieser dürren und trostlosen Zeit. Gelb und welk stand da das Kraut der Kartoffeln, der Boden barst unter der prallen Sonnenglut. Staub wölkte in Schwaden empor unter jedem zögernden, schleppenden Schritt

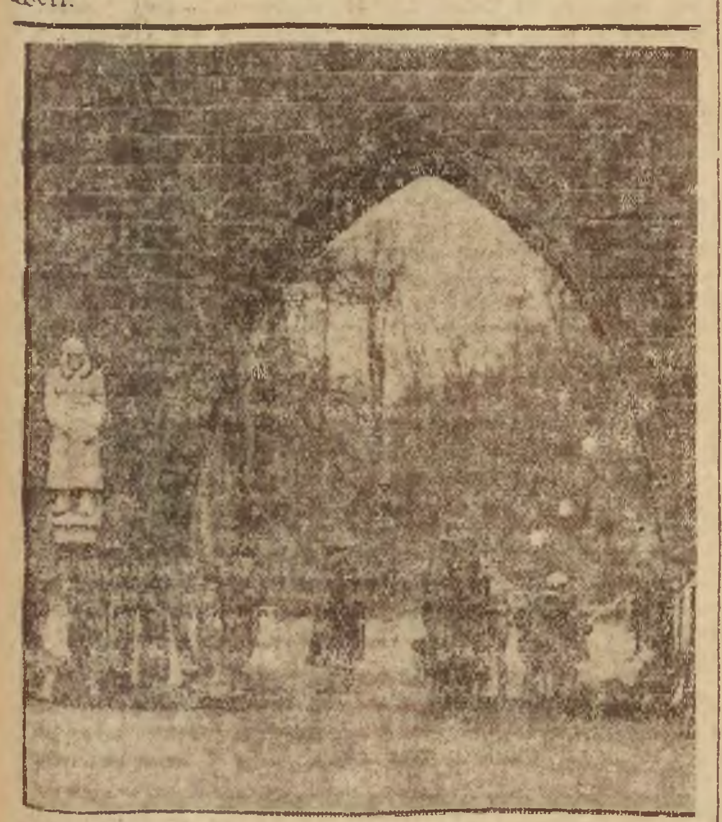
Viele Tage ging es so, viele Wochen. Zuletzt vermochte der Bauer nicht mehr, sich zu erheben. Der Doktor, der manchmal kam, weil die Frau ihn rief, in ihrer Angst, schüttelte nur den Kopf. Hier konnte niemand helfen. Dieser Mann hier, mit dem braunen, rissigen, eingefallenen Gesicht, unter dem man schon die Knochen des Schädels zu sehen wähnte, mußte eigentlich schon längst tot sein ...

Aber der Bauer tat es nicht. Er konnte nicht sterben.

Die Frau, in ihrer Herzensnot, schrieb an den Sohn, den fernen. „Der Vater stirbt," schrieb sie. Und weiter nichts. Oder doch, ja, noch dieses: „Wenn er dir weh tat, so verzeih. Und wenn er ungerecht war, verzeih. Er tat es aus Liebe, auch das Harte, das Böse tat er aus Liebe."

Der Bauer, der nicht sterben konnte, lag auf der Bank am Fenster, von Kissen gestützt, von Decken gewärmt. Weil er immer fror, trotz der glühenden Hitze. Sein Gesicht war dem Fenster, dem Himmel zugekehrt, und so lag er, Tag und Nacht, Nacht und Tag. Bis zu jenem Morgen, an dem das ewige, furchtbare Blau des Himmels sich mit einem dunklen Vorhang überzog. „Mutter," schrie der Bauer, „sieh nur den Himmel ..." Aber wer in die Stube kam, mit vorsichtig-leisen Schritten, das war nicht das Weib. Das war ein junger, stattlicher Mensch. Langsam kam er näher. — Langsam faßte er nach des Bauern Hand.

Dessen Gesicht entspannte sich. Er blickte den anderen an, den Sohn, sah wieder hinaus. Just in diesem Augenblick schlugen die ersten, schweren Regentropfen hart gegen das Fenster. Da lächelte der Bauer — und man weiß nicht, galt das Lächeln dem Regen, galt es dem Sohn? Oder gar dem Dunklen, Fremden, der plötzlich wieder riesengroß vor ihm stand und jetzt — jetzt endlich mit entschlossener Gebärde die Sense von der Schulter nahm? Das Blinken dieses niedersausenden Stahls war wohl das letzte, was der Bauer sah. Aber er lächelte — — —



„Das Tor der Mahnung"

Das eindrucksvolle Ehrenmal, „Das Tor der Mahnung", das jetzt in der Lutherstadt Eisleben eingeweiht wurde. Den Entwurf schuf der Bildhauer Richard Horn-Halle.

Der Selbstmord des Bankiers

Von Bruno Manuel.

„Ehe ich mich zu Hause unter die Räder der Stadtbahn werfe, gehe ich lieber in die Wildnis und werfe mich vor die Raubtiere", sagte der lebensüberdrüssige Bankier wenige Tage nach seinem Bankrott. „Das wäre ein abenteuerliches Ende und käme schön in die Zeitung."

Er mietete in Hamburg eine Kabine erster Klasse und fuhr zu Schiff nach Rhodesia, seinem Ende entgegen. In Büchern mancher Weltreisenden hatte er gelesen, wie unbewaffnete Personen in Afrika von Löwen in schreckenerregender Weise vertilgt wurden. Derart zu sterben wünschte er.

In Rhodesia gelandet, ging er zum Gouverneur der Kolonie und fragte: „Ich bin der Bankier Leu aus Berlin. Wo wird man hier am sichersten von Löwen gefressen."

„Sie werden kaum Gelegenheit dazu haben, mein Herr."

„Und die Gefahren der tropischen Wildnis?"

„Gibt es nur in Büchern!"

Mit diplomatischer Sachlichkeit berichtet der Gouverneur: „Die Bestien, die darauf lauern, einen Menschen mit Haut und Haaren zu verschlingen, sind erlogenes Zeug. Löwe, Puma oder Leopard werden nur dann wild, wenn jemand in ihrer Nähe mit dem Gewehr fuchtelt. Aber es gibt keinen Landbriefträger oder Bierkutscher, der nicht auch wild wird, wenn man in seiner Nähe mit dem Gewehr fuchtelt."

Enttäuscht schiffte Leu nach Indien weiter. Ueber die bengalischen Königstiger hatte er Entsetzliches gelesen. Wenn nur der zehnte Teil auf Wahrheit beruht, genügt es, eines netten, aufsehenerregenden Todes zu sterben. Leu ging in Bombay an Land und machte sich auf den Weg ins Innere. Wohin er sah, standen die Hütten der Eingeborenen hart am Rande der Dschungel, darin es von bengalischen Bestien wimmelt.

„Sind denn die Kerle toll geworden?" dachte Leu. Jeden Augenblick konnte ein Tiger aus dem Hinterhalt kommen und Dutzende von Männern, Frauen und Kindern verschlingen. Die Eingeborenen ahnten nicht, daß ihr Verweilen an dieser Stelle Selbstmord bedeutete. Sie hatten nicht gelesen, was in dem Buch „Im indischen Dickicht" von einem europäischen Fachmann über die Gefahren gesagt wird. Oder sie haben es gelesen und sind gekommen, ihrem Leben ein Ende zu machen."

Leu betrat eine Hütte, in der neun Inder mit gekreuzten Beinen offenbar auf den Tod warteten. Er beschwor sie, ihn zuerst sterben zu lassen, weil er es eilig habe. Dann betete er zur Nacht und schlief.

Der Morgen sah ihn in voller Gesundheit. Empört zählte Leu die vorhandenen Inder. Keiner fehlte.

„Die bengalischen Königsbestien werden keinen Appetit gehabt haben", dachte Leu und blieb eine zweite Nacht. Er verlegte sein Lager nach dem Eingang der Hütte. Auch die zweite Nacht überlebte Leu merdwürdigerweise unversehrt. Er fragte die Eingeborenen, was denn hier los sei und wie lange sie schon warteten. Aber die Eingeborenen verstanden weder die Sprache noch sein Gerede mit den Händen.

Er beschloß, seine appetitanregende Erscheinung den Tigern entgegenzutragen und startete zu einem regelrechten Morgenspaziergang in den Dschungel. Bekanntlich kommt aus dem Dschungel niemand lebendig heraus. Sämtliche Reiseschriftsteller wissen es. Es steht in ihren Büchern.

Im Dschungel raschelte es von allerhand Gewürm. Aber Leu war auf den Königstiger versessen. Von ihm allein wollte er verschlungen werden. Er bekam wahre Prachtexemplare zu Gesicht. Sobald sie aber Herrn Leu sahen, sprangen sie hinweg. Noch tiefer in das Dickicht schritt er und begegnete zum Entsetzen seiner vielgeprüften Augen einer englischen Picknick-Gesellschaft, die mitten im Busch ihr Mittagsmahl verzehrte. Leu ersuchte sie, umgehend Vernunft anzunehmen. Er machte sie auf die Gefahren aufmerksam. Die Engländer lachten ihn aus und sagten, nicht ein Tiger von Tausenden habe jemals einen Menschen gefressen. Nur Schriftsteller der Heimat schwärmen von den Gefahren im Dschungel, die sie gegen angemessenes Zeilenhonorar beschreiben.

Leu trat zerknirscht die Rückreise über Sibirien an. Die kirgisischen Wälder fächelten ihm eine leise Hoffnung zu. Von Bären zerfleischt zu werden, wäre auch nicht häßlich und für die Börse beinahe noch aufregender. Oder von Steppenwölfen. Grauenvolles stand darüber in den Reisebüchern.

Die Bären versagten total. Aber kurz vor einer Station der Linie Wladiwostok—Moskau verfolgte ein Rudel Wölfe den Bankienschlitten. Leu bekam Herzklopfen. Er befahl dem Kutscher, langsam zu fahren.

„Sind Sie verrückt? Sollen etwa die Pferde den Bestien ausgeliefert werden?"

„Nicht die Pferde, ich, Sie Esel!" schrie Leu.

„Auf Menschen gehen sie nicht", erwiderte der Kutscher und lenkte in eine Ortschaft, wohin die Bestien nicht zu folgen wagten.

Da warf Leu entmutigt seine Reisebücher in die Steppe. Die Wölfe beschnüffelten die zerfetzten Bände, hielten sie aber für keine passende Nahrung. Leu fuhr nach Deutschland, gewillt, dann überhaupt nicht zu sterben. Bei der Ankunft in Berlin begegnete er seinem Hauptgläubiger. Da traf ihn der Schlag.

Rätsel-Ecke

Gedankentraining „Die Quittung"



Zwei Handlungsreisende standen sich in einem Prozeß als Kläger und Beklagte gegenüber. Der Kläger hatte dem Beklagten, als sie noch eng miteinander befreundet waren, 300 Mark zinslos geliehen. Von dieser Summe, so behauptete der Kläger, hätte der Beklagte ihm auf einer gemeinsamen Bahnfahrt im Mai 1930 100 Mark wiedergegeben. Demgegenüber behauptete der Beklagte, daß er dem Kläger seinerzeit die vollen 300 Mark wiedergegeben habe. Er wies dem Richter eine Quittung vor (siehe Abbildung), aus der einwandfrei die Rückgabe der Summe hervorgehe. Man hätte die Quittung seinerzeit der Einfachheit halber auf den Rand einer Zeitung, die vor Abfahrt des Zuges gekauft worden war, vollzogen. Der Kläger gab auch zu, daß die Quittung auf diese primitive Weise vollzogen sei, indessen doch nur über den Teilbetrag von 100 Mark.

Zu wessen Gunsten entschied der Richter?

Auflösung des Kreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Wabe, 3. Stab, 8. Eichhörnchen, 12. Elle, 13. Gig, 15. Aas, 17. Uns, 19. Rune, 20. Marder, 21. Kamm, 23. herb, 25. Eli, 26. Ar, 28. Lee, 29. Auer, 30. Nachtigall, 34. Ente, 35. Wind.

Senkrecht: 1. wie, 2. Bach, 4. Tuch, 5. Bon, 6. Tölz, 7. Erle, 9. Isis, 10. he, 11. Elan, 13. Gurke, 14. Gummi, 15. Aurel, 16. Serbe, 18. Sam, 19. Reh, 22. Alba, 24. Real, 26. Auto, 27. Reis, 29. ah, 30. nie, 31. Cut, 32. Ali, 33. Lid.

Goldstein sucht zwanzigtausend Gewehre

Der Lärm des Restaurants im Souterrain dringt nicht bis zum ersten Stock hinauf. Dicke Teppiche, gepolsterte Türen dämpfen jeden Laut. Dahinter liegen die Büros der Goldstein-Depot-Bank, G. m. b. H.

„Stellen Sie das nur her!" befiehlt Goldstein, und der Diener serviert dem Generaldirektor mitten auf den Schreibtisch, zwischen Telegrammen und Kurszetteln. Nicht einmal zum Essen findet Goldstein Zeit. Ein Hundeleben.

Goldstein junior blickt von den Papieren auf, in denen er geblättert hat, sagt tadelnd: „Warum gehst du nicht hinunter essen?"

„Keine Zeit."

„Lächerlich. Auf die halbe Stunde kommt es nicht an. Du mußt dir die Zeit besser einteilen, Papa. Organisation ist alles."

Der Alte entfaltet ganz mechanisch die Serviette, sagt nichts, sieht den Sohn an, der wieder den Kopf in den Kurszettel steckt. Wie erwachsen der Junge ist, denkt Goldstein und fühlt sich plötzlich sehr müde. Tüchtig, geschickt, weiß, was er will, der wird es noch weit bringen. Der Gedanke macht Goldstein nicht froh. Organisation! Sechzehn Jahre ist der Junge alt. Er ist älter als ich.

„Du hättest doch ins Gymnasium gehen sollen, den Doktor machen, Latein, Griechisch", sagt der Vater.

Der Sohn sieht ihn verständnislos an: „Was ist?"

„Ach nichts." Ganz weit weg war Goldstein eben mit seinen Gedanken, nun ist er verwirrt, als hätte ihn der Sohn bei einer Dummheit ertappt. Der forschende Blick des Jungen irritiert ihn, ärgert ihn. Und überhaupt...

„In deinem Alter habe ich mich auch für andre Dinge interessiert. Theater, Musik — nur Geld machen, das trifft doch heute jeder Trottel."

„Ich verstehe kein Wort. Was willst du eigentlich?"

Goldstein steigert sich in eine immer heftigere Erregung: „Und du bildest dir noch was drauf ein. Zu meiner Zeit — imponiert mir nicht, deine Organisation! Ich habe Dummheiten gemacht, jawohl!"

Fritz lächelt nachsichtig: „Ach so, du redest von deinem letzten Pariser Geschäft?"

Goldstein braucht einige Sekunden, um sich zusammenzureißen. Aber dann ist er auch schon wieder obenauf. Hat doch keinen Zweck, ist aus anderm Holz, der Junge; mit einer Handbewegung fegt er die Papiere vom Tisch, dann ins Telephon: „Herr Wolf soll sofort zu mir kommen!" Die ganze Szene von vorhin ist ausgelöscht, vergessen, nie gewesen. Während er große Stücke Fleisch hinunterschlingt, nur schnell, nur schnell — arbeitet sein Gehirn schon wieder ganz präzis und sachlich.

„Sie liefern also nicht?"

„Da ist nichts zu machen. Wir können doch nicht zu Gericht laufen und Anzeige erstatten, daß die Bande die Gewehre nicht liefern will."

„Wir haben zwanzigtausend Mark angezahlt."

„Die sind futsch."

„Bringen wir auch wieder herein. Natürlich können wir nicht klagen. Darauf spekulieren ja die Gauner. Wir können nicht riskieren, öffentlich zu erklären, daß wir in Deutschland Waffen aufkaufen. Das fehlt mir noch." Goldstein lacht. „Aber geschickt sind die Gauner! Wie die uns da hineingelegt haben!"

Es klopfte. Robert trat ein: „Bitte, Herr Generaldirektor?"

Goldstein nahm keine Notiz von ihm.

Ich lasse mich hängen, wenn Noel die Gewehre für Angora braucht. Ausgerechnet Angora."

„Und wenn schon! Unsere Sorge, Papa!"

Goldstein sprang auf, ging mit seinen raschen, kurzen Schritten ein paarmal durchs Zimmer, blieb plötzlich vor Robert stehen, als hätte er ihn erst in diesem Augenblick entdeckt, schüttelte ihm mit überströmender Herzlichkeit die Hand:

„Wie gehts, mein Lieber? Gut? Das ist schön! Sehen glänzend aus. Ein neuer Anzug? Fein. Wissen Sie jemanden, der sofort zwanzigtausend Gewehre liefern kann?"

Robert stand verblüfft, starrte Goldstein an, aber bevor er noch den Mund öffnen konnte, war der Generaldirektor wieder fortgestürmt, hatte den Hörer am Ohr: „Melden Sie mir Paris an, dringend. Hotel Claridge. Monsieur Noel!... Nun, Herr Wolf?"

„Ja, ich dachte, Sie wollten wegen des Messings Bescheid haben."

„Messing? Was für Messing? Ach ja, natürlich, nun und?"

„Das Messing ist da. Fünfundsechzig bis fünfundsiebzig Prozent Kupfergehalt." Robert zog etwas Gleißendes, Gelbes aus der Tasche legte es vor Goldstein auf den Tisch. „Das ist die Probe."

„Hm, hübsch", sagte Goldstein, „ich verstehe zwar nichts von Messing..."

Auch der Sohn kam herüber, nahm die kleine Metallstange, betrachtete sie eingehend.

„Ich verstehe auch nichts von Messing", sagte Robert. „Aber es ist fabelhaft billig."

„Sagt jener. Wieviel?" fragte Goldstein.

„Zweihundertneun."

„Zu teuer", dekretierte Goldstein. „Was ist der Marktpreis?"

„Zweihundertelf."

„Ganz egal, auf jeden Fall zu teuer. Sie werdens noch billiger geben. Aber das ist nicht wichtig. Messing hat Zeit. Was tun wir mit der Ausfuhrerlaubnis für unsere Gewehre?"

Der Sohn kramte in den Papieren. „Hier Visiere und Visierschieber. Da kann niemand Mißtrauen schöpfen."

Robert kam zwei Schritt näher: „Ich möchte doch auf die Messingsache hinweisen. Es ist eine Gelegenheit. Die Zeiten der Inflation sind vorbei. Wenn man heute einen so günstigen Zufall..."

Goldstein hakte beide Hände in die Armlöcher der Weste: „Quatsch! Bilden Sie sich keine Schwachheiten ein. Heut haben wir zehn Jahre nach Friedensschluß. Nu, is Frieden? Abrüstung! Nu, is abgerüstet? Was jetzt an Gewehren und Kanonen und Gott weiß was noch gehandelt wird — uns allen gesagt. Alles für den Frieden. Krieg is nicht mehr und Revolution is nicht mehr und Inflation is nicht mehr und wir sind mitten im Wiederaufbau — so sehen wir aus! In Wahrheit hat sich gar nichts geändert, Gute Geschäfte kann man immer machen. Nur nicht drängen lassen. Hier haben Sie eine Karte: Richard Becker, Turmstraße. Setzen Sie sich mit dem Mann in Verbindung. Er wird schon irgendwo zwanzigtausend Gewehre auftreiben können." —

„Und mit dem Messing also...?"

„Zeit, Zeit, junger Freund. Eins nach dem anderen. Das Messinggeschäft lauft uns nicht davon."

Das Telephon schrillte.

„Hallo? Noel?... Ja, ja. Natürlich bekommen Sie die zwanzigtausend. Alles in Ordnung. Wenn ich Ihnen sage, mit meinen eigenen Augen habe ich die Ware besichtigt. Natürlich tadellos. Ja... Wie heißt der General? Nein, habe nicht die Ehre. Bitte, wir können uns auch in Paris treffen. Gemacht. Auf Wiedersehen, Noel."

„Was ist das für eine Geschichte mit dem General?"

Goldstein zuckte die Achseln: „Sein Sachverständiger. Sie wollen neue Bestellungen machen. Zwanzigtausend ist nicht genug. Na, glaubt du noch immer, daß Noel die Gewehre für Angora kauft? Einen General braucht er. Von mir aus."

„Wird für Polen sein. Oder Rumänien."

„Was ist noch, Herr Wolf?"

Robert drehte die Visitenkarten in der Hand. „Becker, Import für Fenster und Türen," las er laut vor.

„Ja, ja. Das ist schon so richtig. Oder glauben Sie, er wird auf seine Visitenkarten schreiben „Kanonen und Maschinengewehre"? Also setzen Sie sich gleich mit dem Mann in Verbindung. Auf Wiedersehen. Hübscher Anzug.. und die Krawatte... mit einem Wort ein Kavalier. Ja, meine Beamten!..." Damit schob Goldstein Robert zur Tür hinaus.



75. Todestag des Bildhauers Rauch

Christian Daniel Rauch (Stahlstich nach der Porträt-Zeichnung von L'Allemagne). Am 3. Dezember jährt sich zum 75. Male der Todestag von Christian Daniel Rauch, dem hervorragendsten Bildhauer der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von seinen im klassizistischen Stil geschaffenen Werken sind das Grabmal der Königin Luise und das Reiterstandbild Friedrichs des Großen zu Berlin sowie die Statue des Königs Maximilian von Bayern vor dem Münchener Staatstheater am bekanntesten geworden. Rauch wurde 1777 zu Arolsen im Fürstentum Waldeck geboren und starb 80 jährig in Dresden.

Der schüchterne Freier

Von Roger Regis.

In dem kleinen Städtchen war Herr Eduard Fonvielle einer der sympathischsten und am meisten begehrten Heiratskandidaten. Aber seine übergroße Schüchternheit hatte ihn noch nie das richtige Wort finden lassen. Und so auch diesmal nicht bei Claire.

Soeben war er gekommen, der Mutter seiner Angebeteten einen Besuch abzustatten und dachte sich dabei im Stillen:

„Vielleicht werde ich das Glück haben, daß die Mutter nicht zu Hause ist und Claire mich allein empfängt. Sind wir einmal ganz ohne Zeugen, und sei es nur für einen Augenblick, dann werde ich vielleicht den Mut aufbringen, ihr meine Liebe zu gestehen, oder zumindest durch mein Mienenspiel ihr zu zeigen, wie sehr sie mir gefällt."

Aber leider: Eduard fand weder die erhoffte Gelegenheit, noch den Mut, zu dem er sich so mächtig angespornt hatte. Claire war wohl zugegen, aber nicht minder auch ihre Mutter. Die beiden begrüßten ihn freundlich, sprachen vom Regen, der gerade schüttete, und vom schönen Wetter, das leider vorbei war, erzählten dies und jenes und ließen auch nicht unerwähnt, wie schwer es heutzutage sei, ein ordentliches Dienstmädchen zu finden. Das bisherige sei ihnen vor einigen Tagen davongelaufen und man habe noch immer keinen passenden Ersatz gefunden. Als sich Eduard auf die Beine machte, um wieder nach Hause zu gehen, da war er, ungeachtet aller Vorsätze, in seinen Bemühungen auch nicht einen Millimeter weitergekommen. Im Gegenteil! Claire hatte ihn bis zum Haustor begleitet und in dem stockfinsteren Vorzimmer waren sie einige Augenblicke allein gewesen, doch er der Feigling, der er war, hatte nicht im geringsten die sich bietende Gelegenheit ausgenutzt. Als er das Geschehene überdachte, hätte er sich am liebsten ohrfeigen mögen, so wütend war er auf sich selbst und seine eigene Dummheit.

Nein, so konnte das unmöglich weitergehen! Seine Gedanken begannen mit einer noch nicht dagewesenen Hartnäckigkeit zu kreisen, und das Resultat war, daß er sich sagte, er müsse, koste was es wolle, irgendeinen Entschluß fassen. Hätte er noch seine Eltern gehabt, würde er ja diese als Vermittler vorgeschickt haben. Doch Herr und Frau Fonvielle waren schon tot. Sollte er also seiner Angebeteten schreiben? Er hatte ja öfters schon daran gedacht. Aber was würde man von ihm halten, wenn der Brief Frau Desborde in die Hand käme? Auch wollte er unbedingt erst die Gefühle des jungen Mädchen erforschen, bevor er offiziell einen Heiratsantrag machte. Eine Weigerung Claires wäre ja gleichbedeutend mit einer höchst peinlichen Situation gewesen.

Wie sollte er das also anstellen? Er begann wieder zu grübeln und siehe da, es zeigte sich bald, daß Eduard Fonvielle durchaus nicht so ideearm war, wie er sichs immer eingebildet hatte. Er wußte jetzt genau, daß es eine Möglichkeit gab, seine Schüchternheit zu überwinden und seinen schwerwiegenden Entschluß in einer raschen und hoffentlich gedeihlichen Weise der Verwirklichung entgegenzuführen.

Sein Plan war folgender: Morgen würde wieder bei Frau Desborde einen Besuch machen. Nach einer Viertelstunde würde er sich verabschieden und beim Weggehen seinen Regenschirm im Vorzimmer stehen lassen. Nach einigen Sekunden würde er wieder anläuten, um den vergessenen Gegenstand abzuholen. Claire, die ihn gewöhnlich hinausbegleitete, würde dann wieder kommen, die Tür zu öffnen. In dem Vorzimmer das finster war wie ein Keller, würden sie etliche Augenblicke allein sein. Dann würde er, durch die Finsternis mutig geworden, die richtigen Worte finden!

Er war so glücklich über diesen Einfall, daß ihm die restlichen Stunden des Tages wie im Traum verflogen. Die Nacht war für ihn nicht weniger angenehm, denn die schönsten Visionen umgaukelten seine freudig erregte Phantasie. Er sah sich schon im schwarzen Anzug und weißer Krawatte. Claire an seiner Seite, unter ihrem Brautschleier errötend und sich zärtlich an seine Schulter schmiegend. Kaum aber hatte er die Augen geöffnet, überkam ihn die Angst und Schüchternheit schwerer den je.

Ach, wie diese Stunden so furchtbar dahingeschlichen! Endlich wurde es fünf Uhr nachmittag. Frisch rasiert, in einem neuen Sakko und hellen Handschuhen, ging Eduard Fonvielle mit eiligen Schritten zu Frau Desborde, ganz wie ein Selbstmordkandidat, der so schnell wie möglich am Ufer des Flusses sein will, um sich kopfüber ins Wasser zu stürzen. Kaum wurde ihm die Tür geöffnet, warf er achtlos seinen Schirm in eine Ecke und nahm den Weg in den Salon. Mutter und Tochter waren zwar nicht wenig erstaunt über den neuerlichen Besuch, empfingen ihn aber trotzdem mit der gewohnten Liebenswürdigkeit. Wie am Abend vorher sprach man vom Regen und vom schönen Wetter, von dem jüngsten Klatsch und den Dienstboten. Frau Desborde — und das war das Neueste — hatte das Glück gehabt, ein junges, arbeitsames und sympathisches Mädchen zu finden, das seit dem Vormittag nun bei ihnen war. Eine wahre Perle, wie Frau Desborde begeistert erklärte. Fonvielle hörte nicht einmal, was man zu ihm sprach. „Sicherlich! Ganz richtig!" erwiderte nur immer, denn das sind ja schließlich Worte, die auf jede Bemerkung passen. Dabei sah er fortwährend zu Claire hinüber und dachte: „Noch nie war sie so hübsch wie heute! Nur Mut also, nur Mut, es wird schon gehen!"

Es war aber auch notwendig, sich Mut zuzusprechen, denn der Augenblick, wo man ihn beweisen sollte, rückte unerbittlich heran. Eduard erhob sich, drückte die Hände, die sich ihm zum Abschied entgegenstreckten und ging dann rasch hinaus. Vor der Tür zählte er bis sieben, denn das war die Sekundenzahl, die er sich in seinem Programm festgelegt hatte. Dann läutete er wieder an.

Man hatte ihm noch nicht recht geöffnet, da sagte er schon: „Entschuldigen Sie, ich habe meinen Schirm vergessen."

Damit es im Vorzimmer ganz dunkel sei, schloß er hinter sich die Tür. War das eine ägyptische Finsternis! Mit dem wilden Mute, wie er Schüchternen in Verzweiflungsmomenten zu eigen ist, streckte Eduard seine Hände vor sich und erfaßte einen wohlig warmen Arm, der sich ihm nicht im geringsten zu entwinden suchte. Hierauf begann er schnell und wie ein aufgezogenes Spielwerk die sorgfältig eingelernten Sätze herunterzuleiern:

„Ach, Sie sind so schön. Ich liebe Sie! Hier habe ich den Mut, Ihnen alles zu gestehen. Ich liebe Sie unaussprechlich! Antworten Sie nichts! Nur ein Händedruck soll mir sagen, daß ich auf Ihre Gegenliebe rechnen darf. Ach, ich habe verstanden. Mein Liebling, o mein Liebling, wie glücklich bin ich! So, und jetzt lassen Sie mich wieder gehen! Kein Wort mehr. Nächstens alles weitere!"

Niemand in dem kleinen Städtchen konnte es sich erklären wieso Herr Eduard Fonvielle ein so bescheidenes Mädchen heiraten konnte, das kleine Dienstmädchen, das vor einem Monat bei Frau Desborde eingetreten war!...



Aus der Werkstatt der Weihnachtsmannes

Unsere Aufnahme gibt einen Blick in die Werkstatt einer Heimarbeiterfamilie, wo Spielsachen für das Weihnachtsfest hergestellt werden: Stofftiere werden hier ausgestopft und zusammengenäht, um später den Weg in die weite Welt anzutreten.

Das Gespenst des gelben Hauses

Thomas Wheaston kam nach Milwaukee am 23. März, um das Grab seiner Mutter zu besuchen. Am folgenden Tage fand ich ihn abends — im Spital. Im Hotel nämlich, in dem er abgestiegen war, sagte man mir, daß er abends nicht mehr nach Hause zurückgekehrt sei und daß man ihn frühmorgens auf dem Washingtonplatz, vor dem Denkmal, bewußtlos aufgefunden und ins Spital transportiert habe.

Ich betrachtete mitleidig die edlen und ernsten Züge dieses Mannes, dessen hohe Stirn deutliche Spuren geistiger Arbeit trug. Im Laufe dieser einen Nacht war sein Haar schneeweiß geworden, seine Gesichtsfarbe war gelb und durchsichtig und um den Mund lagerte ein erstarrter Ausdruck unbeschreiblichen Grauens.

Wheaston war bewußtlos. Ich konnte nichts erfahren außer den Erklärungen, die man mir im Hotel gab. Als er ein wenig zu sich kam, nahm ich ihn zu mir in die Wohnung, wollte ihn jedoch nicht, um seinen Gesundheitszustand nicht zu verschlimmern, durch Fragen beunruhigen.

Nach einer Woche beruhigte sich Wheaston vollständig und begann Vorbereitungen für die Rückreise zu treffen. Ueber die Ursache seiner Erkrankung erwähnte er nichts, und ich fürchtete, ihn danach zu fragen.

— — — — — — — — — — — — —

Der Zug nach Neuyork ging um 9.20 Uhr abends. Gegen 8 Uhr setzten wir uns zum Nachtmahl. Während Wheaston seinen Tee trank, durchblätterte er zerstreut einige Tageszeitungen. Plötzlich sah er mich an und sprach:

„Jetzt erst erinnere ich mich genau, was in der Nacht des 23. März mit mir vorgegangen war."

Wheaston zündete sich eine Zigarette an und begann:

„Ich bin, wie du weißt, nach Milwaukee mit dem Nachmittagszug angekommen. Nachdem ich mich im Hotel einquartiert und dich von meiner Ankunft verständigt hatte, begab ich mich auf den Friedhof, an das Grab meiner Mutter. Ich hielt mich dort bis gegen 5 Uhr auf, worauf ich heimging. Als ich mich dem Tor näherte, hörte ich das Weinen eines Kindes. Ich sah mich um. Zu Füßen eines Grabsteins kauerte ein ärmlich gekleidetes, etwa zwölfjähriges Mädchen und weinte bitterlich. Ich näherte mich ihr.

„Warum weinst du, Kleine?" fragte ich.

„Ich bin mit meiner Mutter hergekommen und habe sie verloren; jetzt ist es finster und ich finde mich nicht allein nach Hause." Und sie begann aufs neue zu weinen."

„Wie heißt du?"

„Hilda Wetler."

„Wo wohnst du?"

„Bird Street 36, Herr, aber allein finde ich mich nicht hin."

Ich nahm das Kind an der Hand und führte es, unterwegs die Passanten nach der Bird Street fragend. Auf dem Wege erzählte mir die Kleine, daß ihre Eltern sehr arm seien, daß sie erst unlängst aus Deutschland eingewandert waren, der Vater arbeite in einer Fabrik, die Mutter habe Bedienung angenommen, ein kleines Brüderchen war erst im vorigen Jahre gestorben, heute haben sie ihn eben am Friedhof besucht und Mama sei gewiß sehr gekränkt darüber, daß sie ihn verloren habe.

Wir gingen etwa anderthalb Stunden, als wir endlich an der Peripherie der Stadt die Bird Street fanden; ich gelangte an ein altes, gelb bemaltes Haus und übergab das Mädchen der vor Freude weinenden Mutter.

„Bitte doch einen Augenblick auszuruhen", bat sie.

Müde von der langen Wanderung, nahm ich die Einladung gern an. Ich saß etwa eine halbe Stunde, als der Vater hereinkam, und nachdem er gehört hatte, worum es sich handelte, dankte er warm und bat mich, ich möge ihr bescheidenes Abendbrot mit ihnen teilen, zumal es zu regnen begonnen hatte.

Ich blieb. Es war ein äußerst sympathischer Familienkreis, und ich fühlte mich dort eigentümlich wohl und heimisch. Nach dem Nachtmahl war die Stimmung noch gestiegen, denn die Kleine sang zur Laute sentimentale deutsche Lieder. Mir war so angenehm, daß ich keine Lust hatte fortzugehen, um so mehr, als der Regen nicht aufgehört hatte. Schließlich als ich, des Regens nicht mehr achtend, doch fortgehen wollte, sah Wetler seine Frau an und sprach:

„Wenn wir so frei sein dürften, es ist jetzt so spät und Sie haben so weit ins Hotel . . . und es regnet noch immer . . ."

„Bitte, bitte", fiel ihm seine Frau lebhaft ins Wort, „wenn Sie uns den Gefallen erweisen" . . . „und bei uns übernachten wollten", beendete Wetler. „Wir haben ein Zimmer frei, in dem unser Sohn gewohnt hat, der gestorben ist. Es regnet ja noch immer, und es wird für Sie bequemer sein, hier zu übernachten."

Ich wollte diese Einladung anfangs nicht annehmen, aber die Leute baten so herzlich . . .

Ich blieb.

Ich wurde in ein kleines Zimmerchen geführt, wo ein sauber überzogenes Bett stand. Auf dem Tischchen brannte eine Kerze.

Die Tür schloß sich hinter mir . . .

Ich begann mich auszukleiden. Im Zimmer war es sehr schwül, ich trat daher ans Fenster, um es zu öffnen. Als ich die Portiere zurückschlug, erblickte ich hinter ihr eine leere Wand. Das Zimmer hatte also kein Fenster.

Dann will ich wenigstens die Tür aufmachen, dachte ich mir. Doch die Tür war von außen versperrt . . . Ich begriff, daß ich in eine Falle geraten war.

Man hatte mich eingesperrt, um mich dann, wenn ich eingeschlafen war, zu berauben oder zu ermorden. Entsetzen faßte mich . . . den Revolver hatte ich im Hotel zurückgelassen . . . ich war wehrlos!

— — — — — — — — — — — — —

Die Kerze brannte langsam nieder und mich durchdrang panischer Schrecken bei dem Gedanken, daß ich bald in undurchdringlicher Finsternis zurückbleiben würde, einem unbekannten, unheilvollen Schicksal preisgegeben.

Ich begann im Zimmer auf und ab zu gehen, nach einem Ausweg sinnend, als ich zufällig unters Bett sah. Furchtbares Grauen packte mich und schnürte mir die Kehle zusammen.

Unter dem Bett lag der nackte Körper eines toten Mannes . . .

Ich war fast besinnungslos vor Angst, als plötzlich ein rettender Gedanke wie ein Blickstrahl mein Hirn durchzuckte. Ich schleppte den Leichnam hervor und begann ihm fieberhaft meine Kleidungsstücke anzuziehen. Er war ein beleibter Mann vorgerückten Alters, mit einer tiefen Schnittwunde, die von einem scharfen Instrument herrührte. Ich kleidete ihn an, legte ihn aufs Bett, und ich selbst nahm seinen Platz unter dem Bette ein.

Langsam verrannen die Sekunden und Minuten in der in den Ohren klingenden Stille der Nacht.

Die Kerze flackerte einigemale stärker auf und erlosch.

Ich lag regunglos unter dem Bett, dem Pochen meines eigenen Herzens lauschend, und ein unheimlicher Schauder lief mir eiskalt über den Rücken; Knie und Kiefer zitterten konvulsivisch und im Hals würgte es mich wie ein Knäuel, an dem ich zu ersticken meinte.

Zwei Stunden fiebernder Erwartung vergingen und ich harrte auf die Lösung dieses grauenvollen Spiels, in das ich mich verwickelt hatte und dessen Einsatz mein Leben bedeutete . . .

Endlich vernahm ich hinter der Tür ein leises Knarren des Fußbodens und das Geräusch eines umgedrehten Schlüssels.

Ich erstarrte . . .

Ein dünner Lichtstreifen fiel durch die halbgeöffnete Tür. Ich biß die Zähne zusammen, um nicht laut aufzuschreien: mir zu Häupten näherten sich im Halbdunkel lautlose Schritte dem Bette . . . Ich hörte ein dumpfes Aufschlagen, das Klirren von Münzen, ein Klirren der Kette meiner Uhr, das charakteristische Knistern der ledernen Brieftasche, unterdrücktes Lachen. Jedes dieser Geräusche wirkte wie das Aufschlagen eines Hammers auf mein Haupt.

Ich sah, wie sich die Gestalt entfernte, das Licht erlosch; die Tür blieb geöffnet. Ich wartete eine Viertelstunde und schob mich leise wie ein Geist aus dem Zimmer. Ich passierte das Speisezimmer, Vorzimmer und öffnete die Tür auf die Stiegen. Stille. Da rannte ich hinunter, unbekleidet, bloß im Oberrock auf der Unterwäsche, ohne Schuhe und ohne Hut . . . Ich rannte wie wahnsinnig durch die dunklen Gassen der schlafenden Vorstadt. Endlich gelangte ich auf einen Platz und stürzte zu Füßen des Denkmals hin, um Atem zu schöpfen . . .

Hier verlor ich das Bewußtsein und erwachte erst im Spital.

— — — — — — — — — — — — —

Und jetzt erinnerte mich diese Zeitungsnotiz so klar an alles, daß ich es im Erzählen zum zweitenmal durchlebte."

Ich sah nach der Zeitung, die mir Wheaston hinhielt. In der Rubrik „Unfälle" las ich folgendes:

In der Wohnung des mittellosen Handwerkers Hans Wetler, Bird Street 36, entstand am 25. März ein Brand. Unter den Trümmern wurden nur noch die verkohlten Ueberreste der Unglücklichen gefunden.

Wheaston lächelte:

„Hans Wetler und seine Familie arbeiten jetzt in einer anderen Stadt und die „verkohlten Ueberreste der Unglücklichen" sind seine Opfer. So werden Spuren von Verbrechen verwischt . . ."

(Aus dem Amerikanischen übersetzt von M. S.)

Takumoros Weib

Es war Takumoro, der junge Sohn eines großen Daimios. Er war so reich, daß nichts zu wünschen blieb von der Erde Freuden — darüber wurde ihm die Seele trübe. Ein Weib zu nehmen, rieten seine Freunde. So zog er aus, in einem prächtigen, himmelblauen Kago sitzend, von acht Dienern getragen, die mohnrote Seide mit goldenen Brustschildern umhüllte. Weit durchs Land suchte er nach einem schönen Mädchen — aber keine wollte ihm schön und gut genug dünken. Da kam er zur Gegend der Wälder und Sümpfe, an deren Rande nur kleine Gemeinden lebten. Eilig schritten seine Träger hindurch, denn es hieß jenseits der Einöde eine große Stadt zu erreichen, genannt die „schöne Närrin", wegen ihres reichen, verschwenderischen Lebens. Als sie bei einem Nashiro der Landstraße vorbeikamen, stand dort ein Greis gebückt und betete zu den Geistern seiner Ahnen. Er sprach warnend zu Takumoro:

„Herr, reise nicht durch die Sümpfe. Viele Füchse treiben dort ihr tückisches Wesen. Du weißt, daß sie Zauberer sind, voller List gegen Tier und Mensch. Schwerlich werden sie dich ungekränkt ziehen lassen."

Doch Takumoro wies lachend auf seine bewaffneten Begleiter und beachtete die Warnung nicht. Sie waren eine Weile längs der Straße gezogen, die am Rand des Moores sich entlang streckte; Nebel hingen vor der Sonne. Da begegnete ihnen ein Kago, gleich dem ihren köstlich geschmückt. Takumoro sah ein schönes Mädchen darinnen, das vor seinem Blick schnell den Fächer ans Gesicht hielt. Es war aber ein Hindernis auf der Straße; beide Züge mußten halten. Takumoro fühlte sogleich große Liebe zu der Schönen; er schickte seinen Diener zu ihr, eine Unterredung erbittend, die sie gewährte. Er erfuhr, daß sie eines Hofmanns Tochter sei, der in entfernter Provinz lebe, sie aber befände sich auf der Reise zu Verwandten. Von der großen Anmut des Mädchens ganz entzückt, warb Takumoro bald um die Hand, und erhielt nach einigem Zögern ihr Wort. Doch wollte sie die Heirat von ihres Vaters Einwilligung abhängig machen. Takumoro bestimmte sie indes mit heißer Leidenschaft, deren Gewalt so schnell über ihn gekommen, noch in jener Stadt jenseits der Sümpfe die Seine zu werden. Auch das gab sie schließlich zu. Sie nahmen nun ein schönes Haus mit einem Park in der reichen Stadt. Takumoro lebte mit seiner klugen und lieblichen Gemahlin in großem Glück. Wenn er nicht der Jagd oblag oder andere ritterliche Kurzweil trieb, war er immer um sie. Oefter begehrte sie mit ihm zu jagen und er mußte ihr zierliche Waffen schenken, die sie geschickt gebrauchte. Takumoro fand sie von dem Fieber der Jagd immer seltsam verändert; ihre Augen glänzten wild, oft entsprang sie ihm ins Dickicht und er mußte sie lange suchen. Als der Schnee fiel und die Flüsse ihren klirrenden Silberpanzer überschnallten, kamen Freunde und luden ihn ein zur Jagd auf Wildvögel, die im Moore nisteten. Takumoros Frau begehrte mitzuziehen, doch er verweigerte es ihr mit Freundlichkeit, der Freunde wegen. Schweigend, mit gesenkten Augen, hörte sie ihn; doch als der Zug der Jagenden zum Tore hinaus war, schlüpfte sie nach und kehrte erst nach Stunden müde und erstarrt zurück.

Takumoro aber hatte an jenem Tage ein gespenstisches Erlebnis. Er war, abseits von den Freunden, nur von seinen Hunden begleitet, einer Fährte nachgedrungen. Die Tiere jagten vor ihm eine Senkung zum Flusse hinab, dessen schwarze Wasser weiße Eisblöcke sacht vorbeitrieben. Da sah er, während die Hunde scheu zurückkrochen, einen großen, weißen Fuchs am Flußufer. Das Tier stand auf seinen Hinterbeinen und schien, den spitzen Kopf vorgebeugt, sein Bild im Wasser zu besehen. Der dunkle Spiegel aber warf eines schönen Weibes Bild zurück, das Takumoros Gemahlin in jedem Zuge glich.

Oder hatte er dies nur in Sekundenschnelle geträumt, von der weißen Stille des Waldes ermüdet? Er glaubte bald, nur einen davonstiebenden Fuchs während eines Augenblicks gesehen zu haben, dessen weiße Rute den Schnee zu Silberfunken aufpeitschte; das andere war Gaukelei seiner sehnsüchtigen Sinne. —

Wieder verging ihm eine Zeit des Glücks. Da trat Takumoro eines Mittags unerwartet zum Ruhegemach seiner Gemahlin, in das sie sich während dieser Zeit zu kurzem Schlafe einzuschließen pflegte. Die Tür unversperrt findend, sah er sich im Raum suchend um. Sie war nicht anwesend; statt ihrer lag auf seidenen Kissen, das mit den 100blättrigen Kikublumen bestickt war, ein großer, weißer Fuchs und schlief. In tiefer Seele erschrocken, griff Takumoro nach seinem Dolch und stieß nach des Tieres Nacken, es zu töten. Doch der Fuchs schnellte empor, wurde nur leicht an der Stirn getroffen, und mit ungestümem Sprung setzte er die Stufen zum Park hinab und verschwand im Dickicht. Schreckliche Ahnungen überfielen hier Takumoro; er rief Diener und Dienerinnen zusammen und fragte: „Wo ist mein Weib? — Wie kam ein Fuchs in diese Zimmer, daß ich ihn auf dem seidenen Kiku liegend finde, die von den Füchsen geliebt werden?"

Doch niemand wußte ihm Antwort zu geben. Er sandte sie nun alle in den Park aus, sein Weib oder den Fuchs zu erspüren; er selbst suchte bis zur späten Nacht umher und war doch in seinem Herzen voll Furcht vor den kommenden Dingen. Als er ohne eine Lösung der Rätsel zurückkehrte, fand er seine Gemahlin, still bei einer Stickerei in ihrem Zimmer sitzend; sie trug eine Wunde auf der Stirn und ihr schönes Gesicht war verzerrt und finster.

„Wer tat dir weh und wo bliebst du den Tag hindurch?" fragte Takumoro mit schwerem Herzen.

Da sah sie ihn an; es war Haß in ihren Augen, die sonst so sanft geblickt hatten. „Wer mir weh tat?" fragte sie zurück. Oh, Takumoro, daß du so leicht den Dolch zückst, dein Sinn so taub, dein Herz so töricht ist —"

Und sie reckte die schlanken Hände und griff nach Takumoros Halse und ihre feinen Finger wurden zu Krallen, die tief in sein Fleisch rissen. Da kamen Takumoro in Todesnot die Kräfte, das Weib von seinem Halse zu schütteln und sie zu überwältigen. Er ließ Priester holen, die sich auf Fuchszauber verstanden, und als die Verschwörungen gesprochen waren, verschwand Takumoros Weib, und eine weiße Füchsin saß mit geifierndem Maul in der Schlinge.

Daß ihr böser Geist nicht schade, wurde sie in verschlossener Kammer verbrannt und die Asche auf fließendes Wasser gestreut. Takumoro aber blieb traurig und zerrissen sein Leben lang. Ein Lied geht von ihm um, das hat mancherlei Fassung und Singart. Einige Verse lauten so:

Da er die Schöne nahm und sie liebte,
Blühte immer der Pflaumenbaum.
Als sich die Füchsin enthüllte, die Zauber entwichen,
Frierend lebt er in Regen und Herbst.



Das Heu wird von den Almen zu Tal gebracht

Wenn der Schnee bereits die Almen bedeckt, dann bringen die Bauern im Gebirge die letzten Ballen des Herbstheues die verschneiten Berghänge hinab zu Tal — ein Rodeln, das sehr geschickt ausgeführt werden muß, wenn man nicht einen gefährlichen Absturz machen will.

Die Probefahrt

Von H. Lorenz

Wir saßen vor der Wirtschaft „Zum Almliab". Rings um uns standen die Berge und vor uns je eine Maß. Auch vor Fräulein Elli. Kölbchen sagte: „Ich bin ein großer Verehrer der Berge. Ich bin ein Höhenmensch. Es gibt Höhenmenschen und Tiefenmenschen. Das offenbart sich schon bei der Wahl des Erholungsaufenthalts. Die Höhenmenschen müssen erst das schöne Bewußtsein einer vollbrachten Leistung in sich tragen, um sich des errungenen Horizonts freuen zu können, die Tiefenmenschen wollen den weiten Horizont bequem haben." — Ich bekannte mich zu den Menschen mit dem bequemen weiten Horizont.

„Und Sie, Fräulein Elli? Mit wem halten Sie es?" fragte Kölbchen mit schmelzendem Zungenschlag und verliebten Kugelaugen. — Fräulein Elli sah erst mich an, dann ihn und dann sagte sie: „Je nachdem."

Kölbchen wieherte leise: „Je nachdem! Großartig aus der Affäre gezogen! Bravo! Prosit!"

Wir sahen in die Maßkrüge, dann andächtig in den Abend. Ein Dirndl kam und wollte uns glasierte Nußstangen verkaufen. Wir schickten es fort und hingen unseren Gedanken nach. Nach einer Weile schlug sich Kölbchen auf seinen netten kleinen Spitzbauch, der ihm so gut stand, und sagte: „Morgen wird ein schöner Tag. Wir wollen das Gerstenkorn besteigen, sie bauen gerade eine Bergbahn hinauf."

Ich machte schüchtern den Vorschlag, zu warten, bis die Bergbahn fertig sei, fiel indes damit durch, da Elli sich gleichfalls bereit erklärte, das Gerstenkorn zu besteigen. — Fräulein Elli war eine hübsche, junge Dame und es schien mir nicht ratsam, sie allein mit Kölbchen das Gerstenkorn besteigen zu lassen. Seit vierzehn Tagen ließen wir beide Fräulein Elli nicht aus den Augen, seit vierzehn Tagen reisten wir nicht ab, weil keiner dem anderen das Röslein auf der Heide gönnte. Am besten für uns wäre es gewesen, wenn Fräulein Elli selbst abgereist wäre. Aber das tat sie nicht. — Die Bergpartie wurde also beschlossen.

*

Kölbchen erwies sich wieder als munterer und einsichtsvoller Bergführer. Nur im Hochwald liefen wir verkehrt und kamen nach zwei Stunden wieder an dieselbe Stelle. Kölbchen, selbst überrascht, bemerkte: „Wir hätten uns gleich links halten sollen. Das ist die Sache mit dem Rechtsdrall bei verbundenen Augen." Elli sagte richtig, daß wir ja gar keine verbundenen Augen hätten, sondern Durst.

Sofort hatte Kölbchen die Thermosflasche in der Hand und offerierte Elli bei ruckartig eingezogenem Spitzbauch Tee mit Zitrone. Fräulein Elli trank und ich sah zu.

Kölbchen gab die Weisheit von sich: „Hauptsache beim Bergsteigen ist die Blutzirkulation. Immer feste Feuchtigkeit zuführen!" Hierauf trank er selbst, und ich sah zu, wie er die Flasche vor meiner Nase wieder einsteckte. Ich hatte keinen Zitronentee mit, sondern nur Schokolade, von der Leien behaupten, sie lösche den Durst. Meine Schokolade hatte sich in eine breiige Masse aufgelöst, und niemand von uns mochte sie. Ich warf sie ins Gebüsch.

Spät am Nachmittag erreichten wir die Hütte, von der aus wir am nächsten Morgen die kühne Gipfelbesteigung unternehmen wollten. Neben der Hütte befand sich ein Gerüst, von dem eine Seilförderbahn Material zu einem weiter oben gelegenen Felsvorsprung führte. Auf dem Felsvorsprung war ein Zwischenpfeiler für die Bergbahn im Bau, von der Kölbchen gestern gesprochen hatte.

Wir sahen zu, wie die kleinen Eisenblechmulden auf und ab liefen. Ich bemerkte eine gewisse Unruhe in Kölbchen, sein Spitzbauch zitterte. — Endlich kam er heraus: „Morgen fahren wir in den Dingern zu dem Felsen da droben und sparen so ein Stück Kraxelei."

Ich bekam einen Schreck. Wenn ich die kippligen Eisenblechmulden ansah und dann Kölbchens Spitzbauch, lief mir ein Sturzbach über den Rücken. Aber Kölbchen war nicht mehr zu halten. Es juckte ihn über die ganze Haut hin, sich mit seinem Schneid vor Fräulein Elli zu brüsten.

Er sagte: „Ich mache jetzt gleich eine Probefahrt. Die Sonne steht gen Untergang. Von jenem Felsen muß man eine gar wundersame Aussicht genießen!" An dem verschrobenen Stil merkte ich, daß er nahe an einer Liebeserklärung war. Schon wandte er sich an einen Arbeiter, der an einer Schalttafel abwechselnd einen Hebel nach rechts und nach links legte, so daß die Blechmulden hinauf und herunterliefen. „Heda, guter Mann! Kann man da wohl mal mitfahren?" —

Der Mann machte „Hö?" und Fräulein Elli, perfekt im Bayerischen, mußte interpretieren. Worauf der Arbeiter: „Mitfahren? Freili, freili, dös la'st scho', mitfahren, wennst a Kurascht hast!" —

Oh, Kölbchen hatte Courage für 10 000 Mann. Schon hatte er seinen Rucksack abgelegt, schon hatte er dem Arbeiter eine Mark in die Hand gedrückt, schon stieg er ein. Elli und ich sahen zu. Auch aus der Schutzhütte hatten sich einige Touristen eingefunden, um dem Wagnis zuzusehen.

Der Arbeiter legte den Hebel herum. Fröhlich winkend stieg Kölbchen sachte in die Höhe, und wir anderen alle riefen: „Glück auf!". Dann wurde Kölbchens Gesicht ernst und er hielt sich mit beiden Händen am Rand seines Blechkörbchens fest. Plötzlich, mitten auf der Strecke, blieb dieses stehen.

Kölbchen winkte wieder und schrie herab, daß er eine ganz wunderbare Aussicht habe. Zum Beweis betrachtete er sie durch ein großes Fernglas, das, wie er uns berichtete, schon seinem Großvater in der Schlacht von Gravelotte gute Dienste geleistet hätte. Nach einer Weile schrie der Mutige wieder: „Weiterfahren!" Und ich winkte dem Arbeiter zu. Der Arbeiter legte den Hebel von links nach rechts, aber die Blechbüchse bewegte sich nicht, von rechts nach links, sie bewegte sich nicht! Da erst merkte ich an dem langen Gesicht des Mannes, daß etwas nicht stimmte, und daß Kölbchens Rast keine freiwillige, von dem Hebel des Arbeiters herbeigeführte, war.

Schließlich stellte der Arbeiter an uns die noch unverständliche Frage, wieviel Uhr es sei. Als ich sagte, es sei sechs durch, siehe, da ging das Gesicht des Mannes vergnügt von der Länge in die Breite. „Hernach freili," sagte er, „hernach is ja scho' Feierabend und drunt' im Werk ham's den Schtrom abg'schtellt."

Ich wankte und Fräulein Elli sank an mich. „Den Strom abgestellt!" rief ich. „Dann geht das Ding da oben wohl nicht mehr?" — „Na, dös geht jetzt fei nimmer," sagte der Arbeiter und zog seinen Rock an.

„Und wann geht's wieder?" — „Morgen früh um sechse," sagte der Arbeiter und ging gemütsruhig in die Hütte.

Indessen waren alle Touristen aus der Hütte gekommen, auch die Kellnerin, der Hund, eine Katze und die Köchin, um den Mann in der Luft zu sehen. Mitleidsvolle Seelen gaben Ratschläge. Einer schlug vor, man solle alle Betten aus der Hütte auf einen Berg schichten, und Kölbchen solle darauf springen. Aber die Kellnerin sagte: „Jo freilim, wo unsere Betten so hart san, daß mer sich den Fuß scho beim Neinsteigen verstaucht". Es war nichts mit den Ratschlägen, wir mußten uns mit der Tatsache abfinden, Kölbchen in seinem Blechkörbchen übernachten zu lassen. Die Leute gingen wieder in die Hütte, nur Elli und ich blieben draußen, um Kölbchen mit freundlichen Zurufen zu ermuntern. Es war schwierig, und als die Dunkelheit kam, waren wir beide stockheiser. Kölbchen, von dem wir jetzt nichts mehr sahen, wimmerte leise.

Fräulein Elli und ich gingen in die Hütte. Um unser flaues Gefühl um Kölbchen zu betäuben, tranken wir Grog. Beim sechsten Glas hatten wir ihn vergessen, und ich wagte zu bemerken, daß ich nicht Frau Kölbchen heißen möge. — „Ich auch nicht," flüsterte sie, denn laut sprechen konnte sie nicht. — — —

Pünktlich um sechs Uhr morgens wurde der Strom eingeschaltet und der Arbeiter legte den Hebel herum. Alles aus der Hütte hatte sich wieder versammelt, um Kölbchen zu begrüßen. Aber wir sahen nichts von ihm. Mit ungeheurer Spannung beobachteten wir, wie die Blechmulde näher kam. Als sie unten war, stürzte sich alles darauf zu: Zusammengekauert und gewaltig schnarchend lag Kölbchen darin. Als ich ihn am Arm rüttelte, krächzte er böse: „Was is denn los? Schon wieder aufstehn?"

Elli und ich sahen uns tief in die Augen.



Unter Kartenspielern

„Sie ist [illegible]"

[illegible] rissen!"

([illegible])

Tonne „Rot 27"

Pieter Brunton und Geerd van Allen hatten ihren Kutter voll Sprit geladen. Richtigen schönen dänischen Sprit, versteht sich. Unverzollt sollte der nach Deutschland gebracht werden. Das war noch das einzige Geschäft, das sich lohnte. Was kümmerten sich Geerd und Pieter um Zölle? Mochte der Staat doch andere Gesetze machen! Für sie war Schmuggel nicht ungesetzlich. Gefahr? Zollkutter? Gewiß, die erschwerten das Handwerk, doch wozu war man Seemann, wozu kannte man an der Küste jeden Priel und jede Tonne? Wär' doch gelacht! Und es war zu schön, nach einer Fahrt von Dänemark mit den vielen blanken Silbertalern in der Tasche zu klappern. Das war ehrlich verdientes Geld nach ihrer Meinung.

Pieter und Geerd ließen ihren Kutter lustig vor dem Winde dahin reiten. Das Schiff sah aus wie ein ehrlicher, arbeitsamer Fischerkahn, der eben seine Reise beendet hatte und nun dem Heimathafen zusteuerte. Viele Schiffe sah man ohnehin nicht auf diesem Törn. Die kreuzten mehr nördlich an der Doggerbank.

Geerd peilte zuweilen die Kimm und den Himmel ab. Er stand am Ruder, während Pieter unten Kaffee kochte. Da schien ein Wetter aufzukommen. Diesig und schwer lag der Horizont auf dem bleigrauen Wasser. Der Kutter fuhr mit seinem Rohölmotor. Der leichte Wind schaffte nicht viel, und vor Morgengrauen mußte die Spritladung gelöscht sein. Die Zöllner paßten seit einigen Wochen höllisch auf. Erzählte nicht Heini Mewes neulich, er habe im „Volksblatt" gelesen, daß das Reich mehrere hundert neue Zollbeamten eingestellt habe? Na, die sollten lange warten, bis sie einen Geerd van Allen faßten.

„Höh, Geerd, de Koffi is klor", weckte Pieter seinen Kumpan aus dem Sinnieren.

„Geef mi man een Pott vull her", entgegnete Geerd, „ik kann nich affkamen; wi kriegt Storm."

In der Tat hatte sich der Himmel sehr schnell verändert. Das Wasser war krauser geworden, und der Wind blies kräftiger. Für die beiden Seeleute begann jetzt die Arbeit. Gespannteste Aufmerksamkeit war erforderlich. Pieter setzte die Segel. Der Motor wurde abgestellt. Jetzt schaffte der Wind. Die Nacht brach früher herein, als die beiden erwartet hatten, aber die Brise war günstig. Wenn es so blieb, trieben sie genau auf die Nordseeküste zu. In der Ferne blinkten schon Richtfeuer auf. Die Schmuggler ließen die Blinkfeuer hinter sich, ohne ihren Kurs zu ändern. Mit unheimlicher Schnelligkeit ritt der stämmige Kutter auf den schaumbedeckten Wogen dahin.

Drei Uhr nachts war eben vorbei: Da rief Geerd seinem Spießgesellen an: „Paß up, Pieter. „Rot 27" kummt bald."

Pieter hob die Hand, zum Zeichen, daß er verstanden habe. „Rot 27" war die Leuchttonne, bei der sie in scharfem Bogen wenden mußten. Hier begann das gefährliche Wattenmeer, das schon manchem Schiffer zum Verhängnis geworden war. In bestimmten Abständen blinkte die Tonne „Rot 27", wie das Seezeichen- und Lotsenamt diesen Wegweiser für Seeleute bezeichnet hatte, auf. Danach konnten die Küstenfahrer feststellen, wo sie sich befanden.

Pieter ließ sich am Bug des Schiffes nieder und blickte angestrengt in das Dunkel hinaus. Bald mußte die Tonne aufblitzen. Der Kurs lag ja genau an. Aber so sehr Pieter auch seine Augen anstrengte, er vermochte nichts von dem Blinkfeuer der Richttonne zu erkennen. Er ging nach achtern und fragte Geerd, ob er sich nicht verfahren hätte. Der knurrte nur ein unwilliges „Döskopp!" und fragte Pieter, ob er glaube, ein Geerd van Allen sei ein Schiffsjunge, der eine Stallaterne nicht von einer Feuertonne unterscheiden könne. Die Tonne „Rot 27" müsse jeden Augenblick auftauchen; Pieter solle nur wieder nach vorn gehen und aufpassen.

Wieder starrte Pieter in die Dunkelheit. Nichts war von einem Blinkfeuer zu sehen. Dicht und schwer lag der Himmel über dem Wasser. Nur die schäumende Bugwelle erhellte den Steven des Kutters. Und der Sturm jagte das Schiff unaufhörlich der Küste zu.

Eine halbe Stunde war bereits vergangen, seitdem Geerd seinen Kameraden wieder nach vorn geschickt hatte. Das Richtzeichen war immer noch nicht zu sehen. Allmählich kamen selbst Geerd Zweifel auf. Konnten sie sich nicht doch verfahren haben? Ein Blick auf Kompaß und Seekarte ließ jedoch Ungewißheit sofort verschwinden. Der Kurs war genau gehalten. Es war unmöglich, daß sie sich verfahren hatten. Und doch mußte die Tonne schon längst da sein. Sie waren schon weit darüber hinaus getrieben. Sollte sich die Tonne von der Verankerung losgerissen haben? Das konnte doch nicht sein. So heftig war der Sturm ja gar nicht. Die Geschichte kam Geerd rätselhaft vor. Er rief Pieter zu sich und erklärte ihm seine Zweifel. Da beschlossen die beiden Schmuggler, umzukehren und die Tonne zu suchen. Es war nichts anders möglich, als daß sie das Zeichen übersehen hatten.

Stunden um Stunden kreuzte der Kutter unter der Küste [illegible] Seeleute hatten das Richtfeuer nicht gefunden. Aber dort aus dem Morgennebel tauchte eben ein Licht auf. War das die Tonne? Nein, das war eher ein Schiffslicht. Pieter und Geerd zerbrachen sich nicht länger den Kopf, denn langsam, immer deutlicher tauchte an Backbord ein Schiffsrumpf auf. Oben glühte die helle Topplaterne, und auf der Back glänzten die Positionslichter.

Ein dumpfer Ruf schallte über das Wasser: „Kutter ahoi — stop!"

Verständnislos starrten Pieter und Geerd auf das nahe Schiff. Aber sie fragten nicht lange. Ein Scheinwerfer richtete seine gleißenden Lichtbündel auf den Spritkutter, so daß er nicht entrinnen konnte. Und binnen wenigen Augenblicken lag das fremde Schiff längsseits. Mehrere Männer sprangen auf den Kutter hinüber. Sie trugen Uniformen von Zollbeamten.

Der Führer des Zollkutters lachte: „Das habt ihr wohl nicht geglaubt, daß wir die Tonne „Rot 27" für diese Nacht beseitigt hatten, was?"

Allerdings, daran hatte Geerd nicht gedacht. Aber er hatte später im Zuchthause Zeit genug, darüber nachzudenken.

Bettlerglück

Eine Budapester Ballade von Yorick

Es steht ein Bettler an der Straßenecke in Budapest, der hat nur ein Bein. Er streckt zwei Hände bittend aus und denkt: Es gibt nicht mal Arbeit in Ungarn für Leute mit beiden Beinen — muß ich nicht betteln?

Wie er so denkt, zerreißt ein knirschender Donner das Rauschen der Straße. Eine Trambahn entgleiste und rast auf den Bürgersteig. Man kann nicht schnell sein, wenn einem ein Bein fehlt; darum rasen zwei von den vier Eisenrädern über das andere, das einzige Bein — — —

Und wie sie ihn entlassen aus dem Krankenhaus, nach Monaten, ist er festgeschnallt auf einem Wägelchen, ein Rumpf ohne Beine, dessen alte Bettelarme nun sorgen müssen, daß er sich fortbewege. Aber gibt es nicht eine Gerechtigkeit in Ungarn? Nicht das Bein kann sie wiedergeben, das kann keine Gerechtigkeit. Nicht die Gliedmaßen kann sie ersetzen, aber den „Schaden", wie man so sagt. — Und der Bettler, der an die Gerechtigkeit glaubt, geht hin und bittet die Straßenbahngesellschaft um Unterstützungen.

Aber eine Gesellschaft, nicht wahr, das ist eben eine Gesellschaft und kein Mensch. Und so macht das Gesuch seinen Weg, den Instanzenweg. Und dieser Weg ist ein langer Weg. Was wissen die, über deren Schreibtisch das Gesuch auf seiner langen Fahrt wandert, vom Bettler? Was weiß der Bettler von ihnen? „Abgelehnt" steht auf seinem Revers, als das Gesuch von der endlosen Straße zum Bettler zurückkehrt. Eine Gesellschaft ist eben eine Gesellschaft und kein Mensch. Gewiß jedoch ist, denkt der Bettler, daß ein Richter ein Mensch ist. Und er geht zum Richter. Und der Richter ist ein Mensch und setzt eine Verhandlung an. Denn eine Verhandlung muß sein: könnte etwa die Straßenbahngesellschaft nicht behaupten, daß der Bettler die Schuld trägt an der Entgleisung der Räder? — Das aber behauptet die Gesellschaft nicht. Der Mann im Rechtsanwaltstalar, der sie vertritt, macht das feiner, grundsätzlicher, soziologischer sozusagen. Er argumentiert: „Der Mann hat gebettelt. Warum mußte er betteln? Weil er nur ein Bein hatte. War mithin nicht das Bein der Grundstock, ja, das Kapital seiner Bettelei? War es nicht das eine Bein, welches das Mitleid weckte? Oder richtiger: das Fehlen des anderen Beines? Eingesehen, verstanden, nicht wahr? Nun also: jetzt fehlen ihm zwei Beine. Hat sich nicht damit sein Kapital vermehrt, verdoppelt sogar? Werden sich nicht auch die Gaben, die Mitleidigen selbst verdoppeln? Also muß er der Straßenbahngesellschaft dankbar sein, dieser glückliche Bettler!"

So argumentierte der Mann im Talar. Er sprach leise, ernsthaft und trocken, er lacht nicht: er wußte wohl, daß sein Lachen schrill und donnernd geklungen hätte vor Hohn, vor letztem, fürchterlichstem, teuflischstem Hohn ...

Und auch der andere Mann im Talar lachte nicht. — Sondern er schloß sich den „eindeutigen Darlegungen" des Rechtsanwaltes an und wies die Klage ab ...

Und wenn die Straßenbahngesellschaft von Budapest klug ist: dann verklagt sie nun den Bettler, daß er ihr Prozente gebe von seinen Bettelgeldern, die sie ihm durch diese einfache, geniale Maßnahme der Entgleisung verschafft hat. — Und wenn die Bettler von Budapest klug sind, dann geben sie die Parole aus: „Bettler, laßt euch überfahren! Ihr verdoppelt euer Kapital!!"

Wenn aber du, oh Armut der Welt, die du auf Krücken hinkst, durch diese glorreiche Zeit des Fortschritts und der Gerechtigkeit, klug bist: dann bemächtigst du dich des Steuers ihres eisenrädrig hinrasenden Wagens, daß er nicht entgleise und dich überfahre ...! — Es hockt ein Bettler an der Straßenecke in Budapest. Der hat [illegible]

Laurahütte u. Umgebung

Zum Barbaratag

Krise und Not — Hunger und Sterben — grausames Schicksal. Unverdient ringt der Bergmann mit letzter Kraft gegen den vernichtenden Ansturm der großen Not.

Unverdient! Oder hat ein Volk, das seine Existenz nur der schaffenden Kraft seiner Hände und seinem ewigen Sieg über Nacht und Tod verdankt, es verdient, daß heute seine Kinder in bitterem Elend um Hilfe flehen müssen? Es kann nicht sein — und doch läßt sich die furchtbare Wahrheit nicht verleugnen.

Am Barbaratag, wo Jubel und Freude neben heißem Dank an die Schutzpatronin die grauen Industrieorte zu Stätten zufriedener Menschen machen sollten, bleibt diesmal die Not zu Gaste.

In die Herzen derer, die am Barbarafest ihre Anerkennung für ihre treuen Dienste erhalten, wird sich eine leise Wehmut einschleichen, denn sie wissen, daß sehnsüchtige Augen aus bleichen Gesichtern auf sie blicken, denn auch die Schatten derer haben sich eingefunden, die heut in ihren Reihen hätten stehen müssen.

Wie anders war das früher, als noch zwei kräftige Hände, an Arbeit gewohnt, ihr Werk verrichten konnten! Frohen Mutes konnten sich damals die Bergknappen nach andächtiger Feier in trautem Kreis zusammenfinden. Heut sind sie zwar noch in ihrem Beruf, der 1. Dezember ist an ihnen vorübergegangen und mit ihm die Gefahr der Kündigung, aber diese ist damit noch nicht beseitigt.

Das diesjährige Barbarafest steht unter einem wenig verheißungsvollen Zeichen, aber gerade in dieser furchtbaren Zeit der Not werden unsere Bergleute beweisen, daß nicht zu Unrecht ihr Amt, ihre Tätigkeit, ihr festes Vertrauen in Wort und Lied verherrlicht werden. Aus manchem Herzen steigt heute die Bitte empor:

Sankt Barbara hilf!

Magistratsbeschlüsse.

Die letzte Magistratssitzung brachte noch keinen Beschluß über die Weihnachtshilfsaktion für die Arbeitslosen und Ortsarmen. Wie alle Gemeinden, hat auch Siemianowitz keine überflüssigen Mittel, um aus eigener Initiative eine ausreichende Unterstützung an die Bedürftigen zu beschließen. Alles wartet also auf die Einstellung der Wojewodschaft in dieser Frage. Werden die Arbeitslosen ein Weihnachtsfest haben, oder nicht. Das ist die bange Frage vieler. Die diesbezüglichen Beratungen mußten also wieder auf eine nächste Sitzung vertagt werden.

Ein Arbeitsauftrag für den Schulumbau, die Herstellung von 12 Stück eisernen Fenstern, wurde an den Schlossermeister Dragon als dem billigsten Offerenten vergeben. Der Unterschied zwischen dem billigsten Angebot von 520 Zloty und dem teuersten von über 1000 Zloty beträgt über 100 Prozent. Das Kabel von der Unterstation bis zum Feuerwehrdepot, welches unbrauchbar geworden ist, wurde dem Elektriker Rudzki zur Neulegung übergeben. Das Angebot betrug 780 Zloty.

Ein Antrag der hiesigen Feuerwehr auf eine Subvention wurde befürwortet. Es wurden für Neuanschaffung und Reparatur von Geräten u. a. 2000 Zloty einmalig bewilligt. Das Budget für die Feuerwehr ist erschöpft und dies soll somit die letzte Zuwendung sein.

---

75 Jahre. Seinen 75. Geburtstag feiert am morgigen Sonntag Herr Cieplik, der nebst anderen Vereinen auch dem Kirchenvorstand der St. Antoniuskirche angehört. Wir gratulieren. m.

Im Silberkranz. Baumeister A. Schwertfeger aus Siemianowitz, Plac Wolnosci feiert am Sonnabend, den 3. Dezember mit seiner Frau Gemahlin das Fest der Silberhochzeit. Wir gratulieren. m.

=g= **Offener Sonntag und verlängerte Geschäftszeit.** Am morgigen Sonntag, den 4. Dezember, dürfen in Siemianowitz sämtliche Geschäftslokale und öffentlichen Verkaufsstände laut einer polizeilichen Verfügung in der Zeit von 12—18 Uhr offen gehalten werden. — Am Sonnabend, den 3. Dezember, dürfen die Geschäftslokale bis 8 Uhr abends offen gehalten werden.

Apothekendienst. Am Sonntag, den 4. Dezember versieht den Nachtdienst die Barbaraapotheke auf der Beuthenerstraße. Den Nachtdienst bis Donnerstag, den 8. Dezember hat die Stadtapotheke.

Grubenunfall. Auf Fizinusschacht wurden dem Häuer Slobina unter Tage von einem fahrenden Förderwagen drei Finger der linken Hand abgequetscht. Der Unfall geschah dadurch, daß S. mit der Hand zwischen Stoß und Wagen kam und an einer engen Stelle die Hand erfaßt wurde. Er fand Aufnahme im Knappschaftslazarett.

=g= **Ein Pferd stürzt in einen Notschacht und bleibt heil.** Am Donnerstag stürzte das Pferd des Fuhrmanns Drost aus Zalenze in einen 4 Meter tiefen Notschacht in der Nähe der Schellerhütte. Das Pferd konnte wieder herausgezogen werden und ist wunderbarer Weise vollständig unverletzt geblieben.

=g= **Wohnungseinbruch.** In das Zimmer der Verkäuferin Elisabeth Batscha, die beim Fleischermeister Stanko auf der Wandastraße 15 in Siemianowitz beschäftigt ist, wurde während ihrer Abwesenheit von unbekannten Tätern ein Einbruch verübt, wobei ein Koffer mit Kleidungsstücken im Werte von 350 Zloty und 13 Zloty Bargeld gestohlen wurden.

=g= **Spendet für die armen deutschen Schulkinder.** Die Schulkommission der deutschen Minderheitsschulen in Siemianowitz wendet sich an die Bürgerschaft mit der herzlichen Bitte, die Not der armen deutschen Schulkinder lindern zu helfen. Ein großer Teil der Schulkinder besitzt kaum die notwendige vollständige Oberkleidung und ebenso mangelt es ihnen an warmer Unterwäsche und besonders an Schuhwerk, das oft derartig zerrissen ist, daß die Kinder bei schlechter Witterung die Schule nicht besuchen können. Um diesen armen Schulkindern eine Weihnachtsfreude bereiten zu können, veranstaltet die Schulkommission eine Sammlung von allerlei Gaben, Wäsche- und Bekleidungsstücken aller Art für Kinder. Die Sammelstellen befinden sich beim Schulkommissionsmitglied Miechy, Wandastraße (Schuhwarengeschäft) und in der Geschäftsstelle der „Laurahütte-Siemianowitzer Zeitung", ulica Hutnicza 2. Gebt reichlich, der Dank der Kinder wird euch gewiß sein.

St. Barbara in Siemianowitz. In Siemianowitz findet in den katholischen, sowie in der evangelischen Kirche Festgottesdienste statt. Die Belegschaft von Ficinusschacht besucht die St. Antoniuskirche, die Belegschaft der Richterschächte die Kreuzkirche. Nachmittags finden in den Zechenhäusern die Ehrungen der Bergknappen, die 25 Jahre hindurch im Bergbau beschäftigt sind, statt. So wie in den verflossenen Jahren, kommen auch diesmal an die Jubilare Uhren zur Verteilung. Heuer werden auf Ficinusschacht 3 Beamte und 38 Arbeiter, und auf den Richterschächten 3 Beamte und 61 Arbeiter ausgezeichnet. Die Jubilare von der Maxgrube erhalten in diesem Jahre Geldprämien. m.

Missionsvortrag in Siemianowitz. Die deutsche Katholiken von Siemianowitz werden auf den Missionsvortrag, der am Sonntag, den 4. Dezember, abends 7 Uhr im katholischen Vereinshaus stattfindet, aufmerksam gemacht. Ein geistlicher Herr wird über Sitten, Gebräuche und Religionen der Heiden in Indien und Australien sprechen. Erläutert wird der Vortrag mit vielen interessanten Lichtbildern. Es wird um rege Beteiligung gebeten. m.

=g= **Verlegung des evangelischen Gottesdienstes.** Die Mitglieder der evangelischen Gemeinde in Siemianowitz werden darauf aufmerksam gemacht, daß der Hauptgottesdienst am morgigen Sonntag, den 4. Dezember, nicht um 9½ Uhr sondern erst um 10 Uhr vormittags beginnt.

Prämiierung von Kanarienvögeln. Am Sonnabend, den 3. und Sonntag, den 4. Dezember veranstaltet der Kanarienvogel-Züchterverein aus Siemianowitz im Zogolschen Restaurant (früher Prochotta) eine Kanarienvogel-Ausstellung, verbunden mit einer Prämiierung und Kanarien-Preisschießen. Die Ausstellung ist an beiden Tagen von 8—21 Uhr geöffnet. Das Eintrittsgeld beträgt für Erwachsene 50 Groschen und für Kinder 10 Groschen. m.

Unterstützungszahlung. Die Auszahlung der Unterstützung an Invaliden und Witwen der Pensionskasse der Laurahütte findet am Dienstag, den 6. Dezember von 8 bis 12 Uhr in den Räumen der Krankenkasse statt.

=g= **Theateraufführung der „Freien Sänger".** Der Gesangverein „Freie Sänger" von Siemianowitz veranstaltet am Sonntag, den 4. Dezember, abends 7.30 Uhr, im Wietrzykschen Saale eine Theateraufführung. Zur Aufführung gelangt die reizende Volksoperette in 4 Aufzügen „Heideröslein" von Franz Hillmann, bei der 38 Personen mitwirken. Die musikalische Leitung liegt in den Händen des bekannten Kapellmeisters Krejci. Es wird ersucht, Kinder unter 14 Jahren nicht zur Abendvorstellung mitzubringen. Dafür werden die Kinder zu der am Sonntag, nachmittags 2 Uhr, stattfindenden Generalprobe zugelassen. Der Vorverkauf findet im Konsum „Vorwärts" statt.

Gottesdienstordnung:

Katholische Kreuzkirche, Siemianowitz.

Sonntag, den 4. Dezember.

6 Uhr: von der Ehrenwache.

7.30 Uhr: für das Jahrkind der Familie Jendrusch.

8.30 Uhr: für die verst. Priester, Missionare und Mitglieder des Missionsvereins.

10.15 Uhr: mit Assistenz zu Ehren der hl. Barbara auf die Int. der Belegschaft der Richterschächte.

Katholische Pfarrkirche St. Antonius Laurahütte.

Sonntag, den 4. Dezember.

6 Uhr: auf eine best. Intention.

7.30 Uhr: für verst. Peter Bellok, gefallenen Sohn Albert und Verwandtschaft.

8.30 Uhr: für die Parochianen.

10.15 Uhr: mit Assistenz zu Ehren der hl. Barbara auf die Int. der Belegschaft der Laurahüttegrube.

Montag, den 5. Dezember.

6 Uhr: auf die Int. Zaremba.

6.30 Uhr: für gefall. Viktor Gawel und Karl Czech.

Evangelische Kirchengemeinde Laurahütte.

Sonntag, den 4. Dezember.

9 Uhr: Beichte und Feier des hl. Abendmahls.

10 Uhr: Hauptgottesdienst mit Barbarafeier und Einführung der neugewählten Aeltesten und Gemeindevertreter.

11 Uhr: Kindergottesdienst.

12 Uhr: Taufen.

Montag, den 5. Dezember.

19.30 Uhr: Monatsversammlung des Jugendbundes.

Sportliches

Sport am morgigen Sonntag.

Amatorski Königshütte — 07 Laurahütte.

Eine vielversprechende Begegnung findet auf dem A. K. S.-Platz in Königshütte zwischen dem K. S. 07 und dem Platzbesitzer statt. 07 wird sich mächtig strecken müssen, um die Punkte an sich zu reißen. Spielanfang bereits um 1.30 Uhr nachmittags.

Odra Scharley — Istra Laurahütte.

Auf dem Odra-Platz in Scharley trifft am morgigen Sonntag der K. S. Istra mit dem Platzbesitzer in einem Freundschaftswettspiel zusammen. Der Ausgang ist vollkommen ungewiß.

Deutschenhasser als Brandstifter

Urteil: 2 Jahre Gefängnis

In der Sturmnacht vom 5. April d. Js. wurde das Gehöft der Besitzerin Anna Czauderna in der deutschen Siedlung Anhalt, Kreis Pleß, von einem Brandstifter eingeäschert. Vernichtet wurde das Wohngebäude und eine Scheune. Die Flammen wurden von dem Sturmwinde auf andere Gehöfte übertragen, die gleichfalls in Brand gerieten. Es brannte ein größerer Teil der Besitzungen nieder. Der Gesamtschaden wurde damals auf 150 000 Zloty geschätzt. Von vornherein bestanden Anzeichen dafür, daß es sich um einen politischen Racheakt handeln mußte. In unmittelbarer Nähe des riesigen Brandherdes wurde neben anderen Personen auch der Aufständische Karl Bogacki, wohnhaft in der Ortschaft Januszowie, beobachtet.

Dieser Bogacki ist

bereits zweimal wegen Brandstiftung verurteilt

worden und zwar zu je 1½ Jahren Gefängnis. Er fiel in der Brandnacht durch sein merkwürdiges Verhalten auf. So weigerte er sich u. a., trotz wiederholter Aufforderung zur Hilfeleistung, an die Bekämpfung des Feuers heranzugehen, indem er erklärte, daß ihn die Sache gar nichts anginge. Später begab er sich in die Wohnung seiner Schwägerin, wo er mehrere Tage und Nächte Unterschlupf fand. Währenddessen suchte ihn aber die Polizei.

Vor Gericht ließ sich der Angeklagte sehr unbotsmäßig über die deutschen Ansiedler von Anhalt aus. Als Aufständischer betrachte er die „Germanes" durchweg als staatsfeindliche Elemente. Nichtsdestoweniger würde er sich nach seinen Behauptungen, trotz seiner Einstellung zu den Deutschen, eine solche verbrecherische Handlung, wie sie ihm in der Anklage zur Last gelegt wird, nie zuschulden kommen lassen. Den von Gerichts wegen zur Verfügung gestellten Verteidiger, lehnte Bogacki mit dem Bemerken ab,

daß er sich selbst zu verteidigen wünsche, daß er mit den Rechtsverhältnissen genügend vertraut wäre.

Nach den Aussagen eines der geladenen Zeugen, äußerte der Angeklagte bei einer Gelegenheit, daß man die

„Kozioles",

eine abfällige Bezeichnung für die Anhalter Ansiedler, ruhig verbrennen lassen sollte. Auch die weiteren Zeugenaussagen waren belastend.

Laut dem Gutachten zweier Psychiater ging hervor, daß Bogacki

pathologisch veranlagt

ist und überall, so auch in den Anhalter Ansiedlern, Staatsfeinde sieht. Für seine Tat könne das Gericht ihn voll zur Verantwortung ziehen.

Bogacki machte auch abfällige Bemerkungen über die Polizei, die nach seiner Ansicht jedem diene und ihm, Bogacki, schaden wolle. Der Vorsitzende sah sich veranlaßt, dem Beklagten eine Rüge zu erteilen und ihm anzukündigen, daß er

für diese Behauptungen noch zur Verantwortung gezogen

wird. Nach Durchführung der Beweisaufnahme erhielt der Angeklagte, der Invalide ist, bei Berücksichtigung seiner pathologischen Veranlagung,

zwei Jahre Gefängnis.

Monatsversammlungen.

Der K. S. Slonsk hält am morgigen Sonntag, vormittags 10 Uhr, im Vereinslokal Patias die fällige Monatsversammlung ab. — Im Vereinslokal Siwek findet gleichfalls am morgigen Sonntag die Monatsversammlung des K. S. Jstra statt. Das Erscheinen aller Mitglieder ist Pflicht. m.

Aus der Wojewodschaft Schlesien

Verjährung deutscher Ansprüche

Nach dem Aufwertungsabkommen.

Uns wird geschrieben:

Eine sehr wichtige, viel zu wenig bekannte Vorschrift des deutsch-polnischen Aufwertungsabkommens vom 17. Juli 1929 (RGBl. Teil 2 S. 578) schafft ein Privileg hinsichtlich der Verjährung deutscher Forderungen in Polen. Durch polnische Maßnahmen, vor allem durch das polnische Valutagesetz vom 20. November 1919, war die Einziehung deutscher Forderungen in Polen lange Zeit unmöglich. Da bei Abschluß des Aufwertungsabkommens fraglich war, ob hier Verjährung vorliege, ist in Art. 72 Abs. 2 ausdrücklich bestimmt worden, daß die Verjährung von Geldforderungen, insbesondere von Forderungen auf die seit dem 1. Juli 1921 rückständigen Zinsen, von dem Zeitpunkt, an dem ein deutscher Gläubiger seine Forderungen nicht mehr gerichtlich geltend machen konnte, jedenfalls von dem Tage des Inkrafttretens des polnischen Valutagesetzes vom 20. November 1919 bis um Inkrafttreten des Aufwertungsabkommens, gehemmt sei.

Das Aufwertungsabkommen ist erst am 17. März 1931 in Kraft getreten (RGBl. 1931, Teil 2, S. 33). Infolgedessen waren bis zu diesem Datum deutsche Ansprüche überhaupt nicht verjährt, seien es Aufwertungsansprüche oder Forderungen in fester Valuta. Die Verjährungsfrist begann aber mit diesem Tage wiederum weiterzulaufen.

Da in dem an Polen abgetretenen Gebiet noch immer das deutsche Recht gilt, kommt also auch dort vor allem die kurze Verjährung von 2 und 4 Jahren (§§ 196 und 197 BGB.) in Betracht. Da diese kurzen Verjährungen nach § 201 BGB. immer erst am Jahresschluß eintreten, ist der Ablauf 1932 von großer Bedeutung, weil an diesem Zeitpunkt die bisher in Polen nicht geltend gemachten alten Ansprüche zu einem großen Teil von der zwei- und vierjährigen Verjährung ergriffen werden. Zur Vermeidung von Verlusten empfiehlt es sich also dringend vor Ablauf dieses Jahres für die Unterbrechung der Verjährung durch Klageerhebung in solchen Fällen rechtzeitig zu sorgen.

Abbau der Staatsbeamtengehälter vor dem 1. April?

Die Warschauer Presse weiß zu berichten, daß ein Abbau der Beamtengehälter unvermeidlich ist. In den Sanacjakreisen wird der geplante Gehälterabbau damit begründet, daß die Sparmaßnahmen versagt haben und der Gehälterabbau eine Budgetnotwendigkeit geworden ist. Der Gehälterabbau soll spätestens am 1. April verwirklicht werden.

Das Hüttenwerk Walter Croneck will den Betrieb aufnehmen

Die Bleihütte Walter Croneck, die der Giesche-Spolka angehört und zum Teil still liegt, soll den Betrieb wieder aufnehmen. Die Hütte wurde deshalb stillgelegt, weil sie angeblich nicht genügend Rohstoffe hatte. Nun wird aus Bleischarley berichtet, daß dort genügend Bleierze vorhanden sind und deshalb kann die Bleihütte den Betrieb aufnehmen.

Arbeiterabbau auf Oheimgrube

Vor dem Demo, der durch den Arbeitsinspektor Seroka vertreten war, stand gestern ein Reduktionsantrag der Verwaltung der Oheimgrube, zur Verhandlung. Die Grubenverwaltung hat einen Antrag auf Reduktion von 460 Arbeitern gestellt. Sie begründete den Antrag mit Absatzmangel. Der Grubenvertreter hat darauf hingewiesen, daß falls der Demo den Antrag ablehnen sollte, die Grube genötigt wäre, zahlreiche Feierschichten anzulegen. Für den Monat Januar werden 12 Schichten angelegt. Herr Seroka hat über den Antrag nicht entschieden, weil er zuerst die Sachlage auf der Grube überprüfen will.

Die Angestelltenversicherungen bauen die Arbeitslosenversicherung ab

Das Arbeitsministerium hat der Angestelltenversicherung nahegelegt, die Arbeitslosenunterstützung für alle Versicherten von 9 auf 6 Monate abzubauen. Den Anfang hat die Angestelltenversicherung in Königshütte gemacht, die zuerst die Arbeitslosenunterstützung abbaute. Jetzt hat die Posener Angestelltenversicherung die Arbeitslosenunterstützung abgebaut und die Lemberger Anstalt ist eben daran, die Unterstützung zu kürzen. Selbstverständlich kommt auch die Warschauer Abteilung an die Reihe, obwohl dort der Standpunkt vertreten wird, daß der Abbau zuerst durch die Generalversammlung beschlossen werden muß. Der Widerstand in Warschau und Lemberg ist darauf zurückzuführen, daß in dem Ausschuß die Angestellten vertreten sind, die energischen Widerstand leisten und von dem Abbau nichts wissen wollen.

2272550 Zloty Arbeitslosenunterstützung

Der Hauptvorstand des Arbeitslosenfonds hat das Budgetpräliminar für Dezember festgesetzt. In den Ausgaben wurde der Betrag von 2 272 550 Zloty ausgeworfen. Nach den Berechnungen des Hauptvorstandes erhalten die gesetzliche Arbeitslosenunterstützung im Dezember 15 000 Arbeitslose.

Kattowitz und Umgebung

Verkehrsunfall. Auf der ulica Kosciuszki in Kattowitz wurde von einem Personenauto der Jan Franke aus Kattowitz angefahren. Durch den Aufprall auf den Bordstein erlitt der Verunglückte einen Beinbruch. Mittels Auto wurde der Verunglückte nach dem städtischen Spital überführt. Wie es heißt, soll Franke an dem kritischen Tage betrunken gewesen sein.

In einem Kattowitzer Lokal bestohlen. In der Restauration „Kristall“ auf der ulica Dworcowa in Kattowitz wurde ein gewisser Emanuel Kondziel aus Kattowitz bestohlen. Dem Täter fiel eine Brieftasche mit einem Geldbetrag von 780 Zloty sowie verschiedenen Dokumenten in die Hände. Als mutmaßlicher Täter kommt ein Chauffeur in Frage, welcher nach dem Diebstahl das Lokal verließ. Weitere Untersuchungen sind im Gange.

Zalenze. (Schwere Ausschreitungen betrunkener Leute.) Fünf junge Leute drangen in betrunkenem Zustande in die Hofanlage des Wilhelm Jalow auf der ulica Wojciechowskiego im Ortsteil Zalenze ein und zertrümmerten dort mehrere Fensterscheiben. Daraufhin rissen die Rowdys etwa 20 Zaunlatten von einem Gartenzaun heraus. Als die Geschädigten die Ruhestörer verscheuchen wollten, wurden erstere mit Steinen beworfen. Beim Erscheinen der Polizei ergriffen die Täter die Flucht.

Königshütte und Umgebung

Freitod. Die Luise Slonsak von der ul. Pawla trank in selbstmörderischer Absicht eine größere Menge Lysol. Kurz nach der Ueberführung verstarb sie im Krankenhaus. Der Grund zur Tat sollen familiäre Zwistigkeiten sein.

Auf der Straße überfallen. Die Hildegard Christ von der ulica Galeckiego 73, wurde in der Nähe des Hedwigfriedhofes von einem Unbekannten überfallen. Der Räuber entriß ihr das Handtäschchen mit 14 Zloty und Verkehrskarte und entfloh über die Felder und Anlagen an der ulica Dr. Urbanowicza in der Richtung nach Klimsawiese.

Dürfen vom Finanzamt beschlagnahmte Gegenstände verkauft werden? Dem Karl K. aus Königshütte wurden durch einen Vollziehungsbeamten mehrere Waren, auf Grund einer Verfügung der Finanzbehörde wegen rückständiger Steuerbeträge beschlagnahmt. Trotz der Beschlagnahme verkaufte K. die Waren weiter. Dafür wurde er zu 2 Wochen Gefängnis verurteilt.

Einbruchsdiebstähle. In die Wohnung des Franz Krzywon an der ul. 3-go Maja 32 drangen während der Abwesenheit Unbekannte ein und entwendeten Garderoben, Uhren u. a. Gegenstände im Werte von 600 Zloty, ferner wurde in den Boden des Hauses ul. Mielenskiego 18 ein Einbruch verübt und zum Schaden der Mieterin Ruzanski Wäsche im Werte von 30 Zloty gestohlen.

Der Greis auf der Anklagebank. Am 21. Mai d. Js. ereignete sich im Hause an der ulica Polna 5 in Königshütte eine Bluttat. Der 61 Jahre alte Vinzent Wahomski überfiel in der Mitternachtsstunde seine schlafende Tochter Anna und deren Mann, Georg Zips mit einer Axt und brachte beiden erhebliche Verletzungen bei. Frau Zips mußte daraufhin mehrere Wochen im Krankenhaus verbringen. In der gestrigen Verhandlung vor der Königshütter Strafkammer erklärte der Angeklagte, daß er so wie seine betagte Ehefrau öfters von dem Schwiegersohn geschlagen wurde und zwar von einer Zeit ab, als W. gerichtliche Exmittierung des jungen Paares beantragt hat. An dem fraglichen Abend wurden die alten Leute wiederum von Z. geschlagen. Als sich das Ehepaar zur Ruhe begab, wollte er ihnen einen Denkzettel mit der Axt verabreichen. Zwar habe er nach den Köpfen die Schläge geführt, nicht aber die Absicht gehabt zu haben, sie totzuschlagen. Da die Frau Z. als Tochter des W. die Aussagen verweigerte und Georg Z. vor einigen Wochen zum Militär eingezogen wurde, und zu der Verhandlung nicht erschienen war, beschloß der Gerichtshof den Prozeß zu vertagen und für den nächsten Termin den Z. als Belastungszeugen zu laden.

Rybnik und Umgebung

Knurow. (Banditenüberfall auf ein Kolonialwarengeschäft. Drei maskierte und bewaffnete Banditen drangen in das Geschäft des Karl Szombierski in Knurow ein und forderten mit vorgehaltenem Revolver, die Herausgabe des Geldes. In dem fraglichen Geschäft befanden sich außer dem Geschäftsinhaber, seine Ehefrau, sowie andere Personen. Beim Erscheinen der Räuber ergriffen alle Personen die Flucht, welche nach Hilfe riefen. Die Banditen sahen sich veranlaßt unverrichteter Sache abzuziehen, denn bald darauf erschienen auch Polizeibeamte und Passanten, welche die Hilferufe vernahmen. r.

Jastrzemb. (12 000 Zloty Brandschaden.) In einer hölzernen Scheune brach Feuer aus, durch welches die Scheune mit verschiedenen Wintervorräten und landwirtschaftlichen Maschinen vernichtet wurden. Der Brandschaden wird auf 12 000 Zloty beziffert. Die Brandursache steht z. Zt. nicht fest. r.

(::) **Maskierte Banditen überfallen ein Geschäft in Knurow.** Durch ein offenes Küchenfenster drangen am vergangenen Mittwoch, abends kurz vor 8 Uhr, 3 maskierte Banditen in die Wohnung und von da in das Geschäft des Kaufmanns Karl Schombierski in Knurow ein. Sie hielten den Ladeninhaber, dessen Frau und zwei Kundinnen mit Pistolen und Messern in Schach, worauf sie die Herausgabe der Ladenkasse forderten. Eine der erschreckten Kundinnen schrie laut nach Hilfe, worauf die Täter auf dem gleichen Wege, wie sie gekommen waren, das Weite suchten. Sie flohen in Richtung der deutschen Grenze. Auf der Flucht gaben sie einen Pistolenschuß ab. Die Polizei nahm sofort die Verfolgung auf, dieselbe verlief jedoch bis jetzt ergebnislos.

(::) **Täter des Feuerüberfalls in Emmagrube bereits festgestellt.** Wir berichteten in einer unserer letzten Nummern über einen frechen Feuerüberfall, den drei unbekannte Banditen auf einen Polizeibeamten in Emmagrube verübten. Den eifrigen Bemühungen der Polizei ist es inzwischen gelungen, zwei der Täter bereits festzustellen. Es handelt sich um 2 Deserteure, die 26jährigen Vinzent Brzezina und Wilhelm Weidemann, beide aus Rydultau, die vor mehreren Monaten aktiv eingezogen wurden und kürzlich von ihrem Truppenteil flüchteten. Beide waren im Besitz von Militärpistolen, aus welchen sie auch die Schüsse auf den Polizeibeamten, die diesen verletzten, angaben. Beide sind als Banditen bekannt und haben eine Reihe weiterer Straftaten, wie schwere Einbrüche, Diebstähle usw. bereits auf dem Kerbholz. Sie trieben sich in den letzten Tagen im Kreise Rybnik herum und wurden zuletzt in Kokoschütz gesehen. Beide sind vorläufig noch flüchtig, jedoch ist ihnen die Polizei bereits auf den Fersen.

Schwientochlowitz und Umgebung

Ruda. (Polizeibeamter durch Unvorsichtigkeit erschossen.) Nach Dienstschluß begab sich der Polizeibeamte Thomas Kotas vom Polizeikommissariat in Ruda nach der Wohnung des Bäckermeisters Richard Naroch, ul. Bytomska in Ruda, wo er mit der Schußwaffe manipulierte. Plötzlich ging ein Schuß los, durch welchen der Beamte sehr schwere Verletzungen erlitt. Kotas wurde in das nächste Spital geschafft, wo er inzwischen seinen Verletzungen erlag.

Bielitz und Umgebung

Ueberfall. Am 29. November gegen Abend wurde auf der Schlachthausstraße in Bielitz der Jakob Mikolajek aus Andrychau von Banditen überfallen. Er erhielt mehrere Hiebe mit einem Spazierstock über den Kopf, wobei er mehrere Verletzungen davontrug. Er wurde in das Bialaer Spital überführt.

Selbstmordversuch. Am 29. November verübte der 41 Jahre alte Arbeitslose Eduard Bathelt, wohnhaft in Bielitz, ul. Sobieskiego 5, unweit des evang. Friedhofes in Bielitz, Selbstmord, indem er sich mit einer Pistole in den Mund schoß. Er wurde in das Bielitzer Spital überführt. Seine Lage soll hoffnungslos sein.

Rundfunk

Kattowitz und Warschau.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

11,58 Zeitzeichen, Glockengeläut; 12,05 Programmansage; 12,10 Presserundschau; 12,20 Schallplattenkonzert; 12,40 Wetter; 12,45 Schallplattenkonzert; 14,00 Wirtschaftsnachrichten; 14,10 Pause; 15,00 Wirtschaftsnachrichten.

Sonntag, den 4. Dezember.

10,15: Gottesdienst. 12,15: Morgenfeier. 14: Religiöser Vortrag. 14,20: Musik. 14,40: Vortrag. 15: Musik. 16: Jugendfunk. 16,25: Schallplatten. 16,45: Stunde der Sprache. 17: Konzert. 18: Leichte Musik. 19: Verschiedenes. 19,10: Heiteres aus Schlesien. 20: Aus dem Kattowitzer Stadttheater: Konzert. 20,55: Sportnachrichten. 21,05: Kammerkonzert. 22: Tanzmusik aus dem Cafee „Astoria“ 23,55: Schallplatten.

Montag, den 5. Dezember.

15,35: Vortrag. 16,10: Briefkasten. 16,25: Französischer Unterricht. 16,40: Vortrag. 17: Nachmittagskonzert. 18: Leichte Musik. 19: Vortrag. 19,15: Verschiedenes. 20: Einführung in die Oper des Abends. 20,10: Oper „Don Pasquale“. In den Pausen: Presse und Sport. 22,05: Technischer Briefkasten. 22,25: Leichte Musik auf Schallplatten.

Breslau und Gleiwitz.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

5,20 Morgenkonzert; 8,15 Wetter, Zeit, Wasserstand, Presse; 13,05 Wetter, anschließend 1. Mittagskonzert; 13,45 Zeit, Wetter, Presse, Börse; 14,05 2. Mittagskonzert; 14,45 Werbedienst mit Schallplatten; 15,10 Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse

Sonntag, den 4. Dezember.

6,35: Aus Hamburg: Hafenkonzert. 8,15: Chorkonzert. 9,10: Für den Kleingärtner. 9,20: Schachfunk. 9,50: Glockengeläut. 10: Evang. Morgenfeier. 11: Oesterreich grüßt Gerhart Hauptmann. 11,30: Bach-Kantaten. 12: Konzert. 14: Berichte. 15,05: Gereimtes — Ungereimtes. 14,20: Für die Landwirtschaft. 14,35: Advent und Weihnacht im Volksbrauch. 15,05: Aus Düsseldorf: Fußball-Länderkampf Deutschland—Holland. 15,45: Kinderfunk. 16,15: Barbarafeier. 16,45: Aus London: Blaskonzert. 18: Vortrag. 18,30: Geistliche Abendmusik. 19,30: Wetter und 30 Minuten Heiterkeit. 20: Der Zeitdienst berichtet. 20,30: Aus Wien: Wein, Weib und Gesang. 22: Zeit, Wetter, Tagesnachrichten, Sport. 22,30: Aus Wien: Schlager 1932.

Montag, den 5. Dezember.

10,10: Schulfunk. 11,30: Wetter; anschl.: Konzert. 15,40: Buchberater für Weihnachten. 16: Die Umschau. 16,20: Unterhaltungskonzert. 17,30: Zweiter landw. Preisbericht; anschl.: Rechtsfragen des täglichen Lebens. 17,55: Berichte aus dem geistigen Leben. 18,15: Englisch. 18,40: Der Zeitdienst berichtet. 19: Vortrag. 19,30: Wetter; anschl.: Schallplatten. 20: Leuthen (Hörfolge). 21: Abendberichte. 21,10: Kammermusik. 22,10: Zeit, Wetter, Tagesnachrichten, Sport. 22,25: Funkbriefkasten. 22,35: Ueber Pferdezucht.

Verantwortlicher Redakteur: Reinhard Mai in Kattowitz. Verlag „Vita“ Sp. z. ogr. odp. Druck der Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-Sp.-Akc., Katowice.

